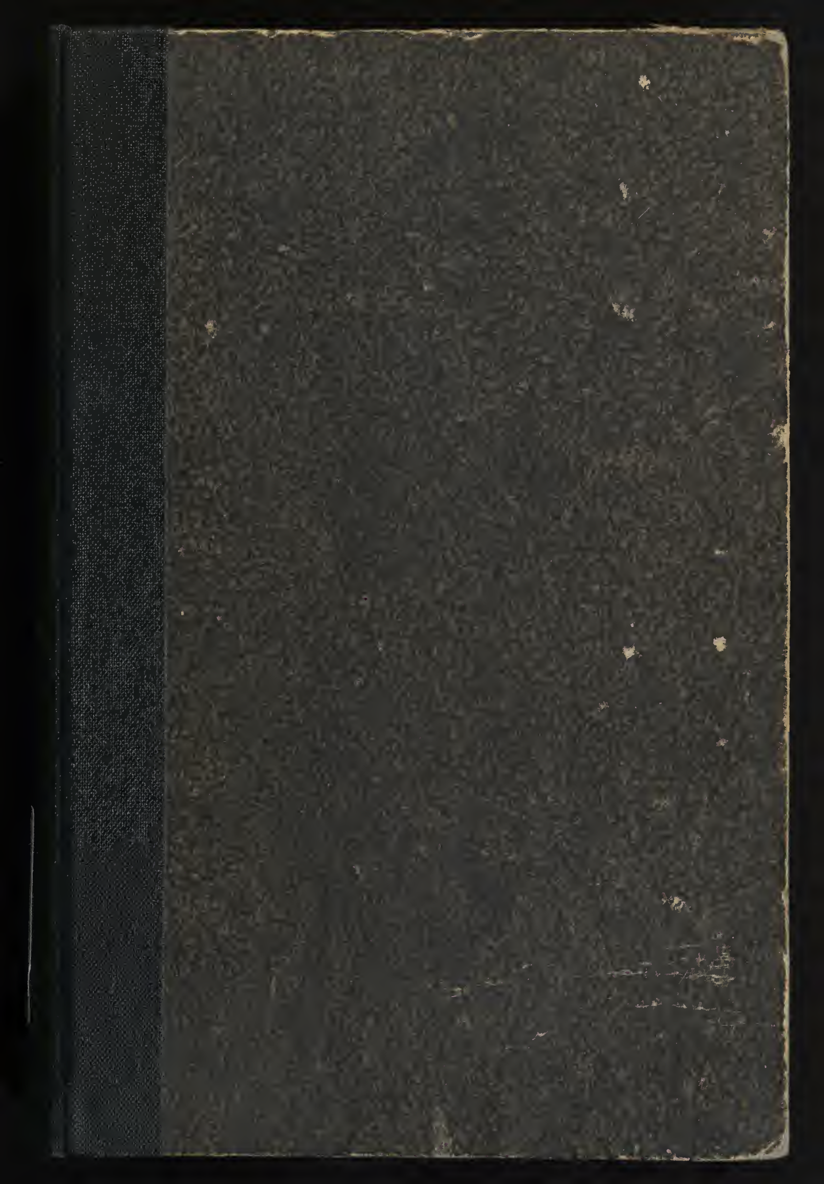
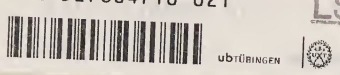




Die Mission vor dem Richterstuhl der Immanenz.*)

Es wird der Mission im unten genannten Buche ein Spiegel vorgehalten, der ihr nur gar nicht schmeichelt. Ob die Missionsleute in denselben hineinblicken sollen, darüber kann wohl keine Frage aufkommen; denn sicherlich werden wir von einer scharfen Beurtheilung mehr Nutzen ziehen, als von unkritischen Lobeserhebungen. Dennoch war der Zweifel berechtigt, wie weit eine Zeitschrift, die sich die Mittheilung von Thatsachen aus dem Missionsgebiet zur Aufgabe stellt, auf Apologetik und Polemik sich einzulassen habe. Die Missionsgesellschaften und ihre Stationen vermehren sich allenthalben in dem Maaße, daß auch ein gewiegter Missionsschriftsteller — geschweige denn ein Anfänger — Mühe hat, in dem Chaos von Orts- und Personennamen recht zu Hause zu werden. Die Biographien und Monographien aus den einzelnen Missionsgebieten, von den monatlichen und jährlichen Berichten zu schweigen, nehmen allgemach einen solchen Raum ein, daß der Berichterstatter mit dem Lesen wie mit der Auswahl in immer größere Noth geräth; denn seine Zeitschrift hat ihre bestimmte Bogenzahl, und seine Leser wollen Geschichte, nicht Raisonnements.

Dazu hat sich die Basler Gesellschaft zur Pflicht gemacht, einer unfruchtbaren Polemik möglichst aus dem Wege zu gehen. Als vor vierzehn Jahren der sel. Dr. Graul die Missionen Canara's und Malabar's durchreiste und seine Urtheile über dieselben veröffentlichte, fühlten sich die dortigen Missionare herausgefordert, der nach ihrer Ansicht ungerechten Kritik durch eine Reihe von eingehenden Briefen — aus Miss. Möglings Feder — entgegenzutreten. Die Kommittee aber hielt es für gerathener, dieselben zurückzubehalten, so sehr sie mit ihrem Inhalt übereinstimmte; einmal, um dem unlieblichen Zank unter Missionsfreunden nicht weitere Nahrung zu geben — denn die Briefe waren etwas pikant —; dann aber auch, weil sie lieber das Urtheil der Geschichte darüber abwarten wollte, was besser sei — streng kirch-

*) Vergl. das Buch: Pietismus und Christenthum im Spiegel der äußern Mission. Von J. F. Langhans, Pfarrer bei Bern. Erster Theil. Leipzig 1864.

liche oder freiere Vereinsthätigkeit, Schonung der indischen Kaste oder ihre Ausschließung, eine exclusive oder eine brüderliche Stellung zu andern Gesellschaften. Wir glauben, daß die Mission fortlebt, ob sie auf solche Angriffe schweigt oder antwortet.

Dazu kommt, daß es einen besondern Entschluß erfordert, sich mit dem vorliegenden Buche eingehend zu beschäftigen. Das Monatsblatt der Norddeutschen Gesellschaft (Okt. 1864) und Pfarrer Löfflad in den Berichten der rheinischen Mission (Okt. 1864) beurtheilen dasselbe in einer Kürze, welche nachzuahmen uns kaum zweckdienlich erscheint. Entweder über das Ganze schweigen, oder auf das Einzelne eingehen, — eine andere Wahl gab es für uns nicht. Wollte man es aber gründlich widerlegen, so müßte man, wie aus der unten beschriebenen Eigenthümlichheit dieser Schrift sich ergibt, mindestens ein eben so großes Werk schreiben.

Dazu nun hat Schreiber dieses keine Zeit. Er versucht daher, einen Mittelweg einzuschlagen, indem er keine der Hauptsachen unbesprochen zu lassen gedenkt, der Ermüdung aber, welche eine Schutzrede leicht herbeiführt, durch gelegentliche Einreihung von missionsgeschichtlichen Thatsachen zu begegnen bemüht ist.

Unser Kritiker ist kein Scharmüzler. Er führt einen Kampf auf Leben und Tod mit dem, was er Pietismus nennt, und in der Mission erkennt er dessen verwundbare Achillesferse (S. 14). Wie reizend, wenn man gerade in dem, worin der hinsterbende Pietismus sein letztes Lebenszeichen findet, ihm seinen Tod beweisen kann! Denn todt ist er, maustodt; seine vollkommene Unfähigkeit, ein Salz der Erde zu sein, ist erwiesen (359); Christus ist nicht in ihm. Die nothwendige Consequenz des Pietismus ist der Tod, und zwar der Tod in atomistischer Selbstauflösung (323). Das ergiebt sich ganz schlagend aus der konstruirenden Methode des Kritikers, wonach er zuerst beweist, wie nach der Dialektik der Immanenz die Sachen stehen müssen, und nachträglich seinen Fund mit dem „eigenen hundertfachen Geständniß" (324) des armen Verurtheilten besiegelt.

Und wirklich, das Buch ist geistreich gedacht und geschrieben. Es reißt den Leser auch der gegnerischen Seite mit sich fort, bis er sich am Ende fast schämt, noch ein Pietist zu sein, oder wenigstens sich gesteht: ja, es giebt schöne Kräfte, herrliche Gaben im feindlichen Lager, und wir könnten einen solchen Mann wohl brauchen, so scharf, so durchgreifend, nimmer verlegen um den rechten Ausdruck, voll Haß

gegen alle Halbheit und Vermittlung. Wirklich groß steht er vor dir da, wenn er im Prophetenton über das abgeschwächte, morsche Christenthum der Zeit klagt, und statt Systeme aushecken zu wollen, nur von neuer That auf dem Boden der Religion eine Reform für alle Lebensgebiete erwartet. Aber nicht nur zum gewaltigen Hiebe holt er mit seinem scharfen Schwerte aus, er kann auch damit sticheln, kitzeln und treffen, so leicht oder so tief er will. Meisterhaft ist besonders seine Persifflirung der pietistischen Phraseologie (310); — die Reisephrasen, Wetterphrasen, Gesundheitsphrasen, Geschäftsphrasen, sie werden alle mit vielem Witz und unläugbarer Wahrheit verhöhnt. Wie treffend wird die Gehorsamsphrase mit ihren sauersüßen Wenn und Aber, ihren halbverdeckten Vorbehalten geschildert; und über die Gebets-, Segnungs- und Demuthsphraseologie ist so viel Wahres gesagt, daß kein ehrlicher Christenmensch die Predigt lesen kann, ohne an seine Brust zu schlagen. „Im Namen des Herrn, mit Gottes Hilfe," wie oft sind diese und andere Worte, Seufzer und Gebete ernstlich gemeint, wie oft ein bloßes Geschwätz! „Namentlich ist," heißt es 318, „unter ihnen (den Missionsleuten) beliebt, sich bei jeder Gelegenheit als unnütze Knechte zu bezeichnen. Nun ich denke, diese Schrift, welche von manchen derselben etwas Aehnliches behauptet, wird ihnen zugleich die beste Gelegenheit bieten, zu beweisen, ob jene Demuthsbezeugungen aufrichtig waren" u. s. w. Die Pille wird in keine Oblate gehüllt; von der Hand der edlen Gräfin Gasparin, welche Langhans zu einem Beistand aufruft, nimmt sie sich leichter; aber bei all' dem muß eingestanden werden, sie ist gut zusammengesetzt und könnte ihre Wirkung nur verfehlen, wenn der Patient, wie der Arzt behauptet, bereits todt ist.

Den Kritiker Arzt zu nennen, erfordert freilich eine Erklärung. Er ist kein Arzt in dem Sinne, als ob es ihm um Heilung zu thun wäre. Vielmehr kündigt er dem Pietismus sein Todesurtheil an und vollstreckt dasselbe unverzüglich und unerbittlich mit allen Waffen, die ihm zu Gebot stehen. Einmal zwar läßt er sich nach G. Sand's stolzem Wort: „Begreifen heißt Verzeihen" (425), zu einer gewissen Entschuldigung der Missionare herbei. Und in einer etwas deklamatorischen Wendung giebt er der Hoffnung Raum: „je schärfer der Kampf, desto sicherer schließlich der Friede unter den christlichen Parteien" (18). Im Ganzen aber paßt zu seiner Schrift ihr Motto: Wer freimüthig tadelt, befördert den Frieden (Clem. Al.), gerade wie eine Faust auf

ein Auge: denn indem er „im wichtigsten Theil" seiner Kritik, seinen Standpunkt als den der Immanenz bezeichnet (K. 3) und die transcendente Weltanschauung — genauer das bibelglaubige Christenthum — des Dualismus und Fanatismus beschuldigt (246), es für antichristlich, jüdisch und muhammedanisch erklärt (245), zeigt er deutlich, daß er unter Frieden eine Ruhe versteht, wie die, welche im September 1831 aus Warschau berichtet wurde. Wenn der Pietismus vernichtet ist, wird Langhans mit den Ueberwundenen milde fahren.

Alle diese Friedensaussichten täuschen uns daher nicht. Dennoch sind wir verpflichtet und geneigt, die Wahrheit auch vom Gegner anzunehmen. Wahr ist's einmal, unser Glaube ist nicht so über allen Zweifel, über allen Klein- und Unglauben erhaben, daß auch der Gegner ihn während des Bekämpfens ehren müßte; wahr ist (97), daß Christus noch immer zu wenig gepredigt wird, daß viele Missionare gewisse Dogmen zu einseitig kultiviren, es sich mit der Erklärung der geoffenbarten Wahrheit zu leicht machen, daß sie die Einigkeit des Geistes zu wenig festhalten (115), daß manche Taktlosigkeiten vorkommen (129), daß von einigen Missionaren der Werth gründlicher und fortwährender Bildung leider noch verkannt wird (346), obwohl gerade über diesen Punkt immer weniger Meinungsverschiedenheit herrscht. Berechtigt ist die Polemik gegen ein Gefühlschristenthum, das die einfache Prüfung des Herzens vermittelst der Früchte durch irgendwelche Ueberschwenglichkeiten ersetzen will (295). Sehr richtig finden wir die Bemerkung, wie der Pietist oft ohne alles Recht sich ein mitleidiges Herabsehen auf die bürgerliche Ehrenhaftigkeit der Weltkinder erlaubt (358), statt sich an allem, was wohllautet, ist etwa eine Tugend, ist etwa ein Lob 2c. und fände sich's bei dem elendesten Heiden, ein Muster und frischen Sporn zu nehmen. Viel zu stark wird von manchen Seiten her die Missionspflicht betont (366); sie ist, wie die Sachen stehen, nicht das sicherste Lebenszeichen eines Christen (373). Es gibt Leute, die sie als ein Werk betreiben, ja als ein Lieblingswerk, und haben doch den Glauben nicht, der sich durch Liebe, Demuth und Wahrheit im nächsten Kreise wirksam erweist. Es ist betrübt, wenn die Gläubigen durch prüfungsloses Anhangen an einen Mann, durch maaßloses Erheben irgend eines Werkzeugs sich selbst das Zeugniß ausstellen, daß sie noch fleischlich sind (1Kor. 3f). Was der sel. Clarkson vom Stand des Missionars rühmt (387), übersteigt doch alles Maaß, und muß, wie Langhans (397) verlangt,

unbedingt verworfen werden. Nachdem die freischottischen Brüder in ihrem wackern Dr. Duff einen „prince of Missionaries“, einen Missionarfürsten entdeckt haben, geht nachgerade eine englische Gesellschaft um die andere darauf aus, unter ihren Arbeitern — und zwar nicht blos den verstorbenen — auch einen solchen zu finden, gewiß nicht zum Nutzen des Werks noch zur Ehre Christi. Denn das hat doch — abgesehen von der Schrift — die tägliche Erfahrung schon hinlänglich bewiesen, daß kein Mensch, und wäre er der heiligste, das Loben gut erträgt; und es verräth eine tiefe Schwäche des Glaubens, wenn man meint, einer Sache, die auf dem klaren Befehl und den sichern Verheißungen Christi beruht, durch das Herausstreichen einiger Sündernamen irgend nachhelfen zu sollen. In diesem Allen, sowie in vielen seiner Klagen gegen das stolze selbstsüchtige England (434), stimmen wir dem Kritiker bei. Der Opiumkrieg bleibt ein Schandfleck, der sich nur durch das Aufgeben des Opiummonopols in Indien auslöschen läßt. Die Eroberung Indiens, die Kolonisation Australiens, wie früher die Amerika's, sind das Ergebniß von Schritten, über die der Christ nur Ein Urtheil haben kann; und es ist bedauerlich, wenn die Größe seiner Nation irgend einen englischen oder amerikanischen Christen über solche Gemeinsünden leicht hinwegsehen läßt. Zeigt doch der Herr in unsern Tagen durch sein schweres Gericht in Amerika, wie von dem Essen der Väter den Kindern die Zähne stumpf werden, und daß Seine Mühlen zwar langsam mahlen, mahlen aber trefflich klein. So wird auch England keinen Grund haben, sich zu rühmen, als werde es den Folgen seiner Sünden entrinnen.

Alles das steht freilich bei Langhans in Verbindungen, aus denen sich das richtige Maaß des Wahren nur schwer herauslösen läßt. Von der Gräfin Gasparin und ähnlichen Händen ließen wir uns daher dergleichen Arzneien lieber reichen; fühlen wir doch bei ihr, daß auch das Schärfste mit Liebe und Demuth gesagt ist, mit der Absicht zu bessern, nicht zu verderben, und in der Erkenntniß, daß rügen leichter ist, als selbst das Rechte thun. Bei unserm Kritiker dagegen bewirkt schon die schwülstige Deklamation, daß wir ihm kein rechtes Vertrauen schenken. Denn er wird doch nicht im Ernst uns glauben machen wollen, daß die Neuseeländer nicht fünfe zählen können (123), oder die gleichmüthigen Hindu's ein „vor jedem fremden Gesicht unwillkührlich erzitterndes Volk“ sind (209), — das Wort mag höchstens von

Bengalen gelten —, oder daß Gastfreundschaft heiligste Pflicht sein kann, wo die Kaste herrscht, so daß „auch der wildeste Paria seinem Feinde ein Nachtlager nicht abschlagen würde" (126). Doch wird von Indien noch speziell die Rede sein. Es ist klar genug, daß der Kritiker sich von einer so fremden Welt keine Anschauung zu bilden vermocht hat. — „Ueberall — auch unter den Eskimo's, Hindu's und Chinesen wird das Christenthum (von den Missionaren) nicht als die Botschaft der Liebe aufgefaßt (188), vielmehr jedes fremde Volks- und Gewissensrecht mit Füßen getreten." Nun missioniren aber unter den Eskimo's fast ausschließlich die Sendboten der Brüdergemeinde, welche so hoch über die andern Missionare erhoben werden, daß Langhans „eine Sünde gegen den heil. Geist zu begehen glaubte, wollte er sie mit jenen auf eine Linie stellen" (22), und sich gerade über „die 20,000 Eskimo's, welche durch die Aufopferung der Herrnhuter zu christlichen Gefühlen emporgehoben worden", aufrichtig freut (25). Leider gibt die Brüdergemeinde für Grönland und Labrador nur 3068 Seelen, als in ihrer Pflege stehend, an. Doch man überzeugt sich bald, daß hier gerade eine große Zahl ebenso schön lautet, wie anderwärts eine möglichst verkleinerte. Und auf den Wohlklang kommt es beim Standpunkt der Immanenz mehr an, als auf den genauen Sachverhalt. Wir sehen, die Worte sind nicht so streng zu nehmen, der Kritiker liebt einmal den oratorischen Schwung. So werden auch die oben so bemitleideten Chinesen ein andermal (174) als von den Missionaren besser behandelt geschildert, und „es läßt sich an dem gründlichen und umsichtigen Verfahren von Männern wie Morrison, Milne, Lechler, Winnes u. a. wenig aussetzen". Deklamation ist es, wenn die Mission verantwortlich gemacht wird für die ganze Zerrissenheit des christlichen Gemeindelebens (127), und zum Auszug aus ihr als aus dem „Babel" aufgefordert wird, in welchem „Götzendiener des Buchstabens sich ihr stärkstes und stolzestes Bollwerk gegen den lebendigen Christus meinen errichtet zu haben" (128). Wir lächeln, wenn wir hören, wie der Missionsfanatismus an Lieblosigkeit hinter dem muhammedanischen keineswegs zurückstehe (132), ja wie durch den Muhammedanismus im Orient dem Christenthum mehr Bahn gebrochen werde, als durch alle pietistischen Missionare zusammengenommen (137). Wir spüren dabei in allen Gliedern, der gute Schweizer hat sich noch nie auf muhammedanischen Boden versetzt; er hat noch nie den Ruf zum heiligen Krieg, zum Schlachten der Ungläubigen vernommen,

noch nie erfahren, was das Appelliren an's Schwert bedeutet, sonst wäre ihm erträglich wohl in seiner Studirstube, ob auch der Jubel oder der Unmuth der Altgläubigen um ihn her alles Maaß überstiege. Weiß er doch, daß die Letztern mit all' ihrem Fanatismus ihm nie die Haut ritzen; und sollte er, wenn nicht dem Christenthum, doch der Civilisation, die in seinem Gefolge Europa beglückte, die Ehre nicht anthun, mit solchen Vergleichungen zurückzuhalten?

Ich beherbergte einmal in Talatscheri einen Prinzen von der Insel Johanna, der von Dr. Wilson in Bombay an mich empfohlen war. Der junge Mann war begeistert für europäische Bildung und sprach ein ordentliches Englisch. Im Verlauf des Gesprächs wurden einige Traditionen des Korans berührt, bei denen sich die Folgerung eines historischen Lapsus fast von selbst ergab. Da wurde er sehr bewegt und theilte mir mit bedeutungsvoller Geberde ein naturhistorisches Factum mit: „Wenn wir mit euch sprechen und sagen: euer Glaube sei falsch, so bleibet ihr kühl; wenn ihr aber nur andeutet, im Islam sei etwas nicht richtig, siehe, so brennt es bei uns hier im Bauche. Das müßt ihr immer bedenken."

Ein Madras-Offizier, Millingen, ritt einst quer durch Arabien. Einmal wurde er über seinen Glauben befragt und gab vorsichtig die nöthigste Auskunft. „Aber wie schön wäre es, wenn wir das einmal offen besprechen könnten?" meinten die beiden gastfreundlichen Scheichs. „Wir wollen morgen darüber zusammensitzen und brüderlich reden; ihr bringt eure Gründe mit und wir die unsrigen." Gut. Millingen findet sich ein mit der Bibel und antwortet bedächtig auf die vorgelegten Fragen. Das Gespräch wird lebhafter, und Millingen läßt merken, daß er nicht an die göttliche Sendung Muhammeds glaube. Sogleich blitzen die Dolche — Millingen springt auf und zieht mit beiden Händen zwei Terzerole aus den Taschen. „Meint ihr, ich kenne euch nicht? da hab' ich zwei Gründe für euch mitgebracht." Die Araber lachten laut auf: „da der kennt uns, laßt's gut sein," und die Disputation hatte ein friedliches Ende gefunden.

Also, die Beredsamkeit des Kritikers in allen Ehren! Mit den Thatsachen schaltet sie etwas frei, weil es ihr im Grunde um Agitation, nicht um Aufklärung zu thun ist, und überschießt damit ihr Ziel. Wir könnten nun auf die merkwürdige Methode übergehen, wonach Langhans sich den Pietismus, den er bekämpfen will, zuerst konstruirt, d. h. aus dem eigenen Denken heraus beweist, der Pietismus

müsse dieß und das sein. Also zuerst dualistisch, wonach der Glaube an den Satan so gesteigert werde, daß damit der Pietist „den altpersischen Dualismus weit überbiete" (87); daher komme sein Dogmatismus und seine Streitsucht. Dann sei er transcendent und daher taktlos oder, gerade herausgesagt, fanatisch, während doch nur „Immanenz Liebe ist; Liebe aber wird weise machen". Weil er nur Einzelbekehrung will, muß er in ein widerliches Gefühlswesen, in abstrakten Subjektivismus fallen, und das Leben des Bekehrten für einen abgeschlossenen fertigen Zustand halten. Die Kehrseite aber des so eifrig gepflegten Gefühlslebens wird die nichtswürdige, heuchlerische Phraseologie sein; und durch dasselbe verfällt er auch der Gemeindelosigkeit und dem Tod. Endlich ist er beständig in ängstlicher Weltflucht begriffen, ist seinem Prinzip nach bildungsfeindlich, werkheilig und versinkt damit in Selbstvergötterung und alle Arten von Weltdienst. „Das ganze Gebiet des Sittlichen und Moralischen ist dem Pietismus ein schlechthin verschlossenes" (356), womit natürlich nicht behauptet werden soll, daß alle Pietisten so schlecht seien, wie sich's von Rechtswegen versteht.

Doch gerade dieser Konstruktion „nach dialektischem Prozeß" haben wir — dem Urtheil unserer Leser nach — wohl schon zu viel Raum vergönnt. Wir fragen lieber, was denn alles zu dem Pietismus gehört, den der Kritiker vernichtet? Pietismus ist Alles, was Heidenbekehrung treibt, mit drei Ausnahmen: erstens der großen Männer Egede, Eliot, Coke, Judson, Williams &c.; zweitens der liebevollen Brüdergemeinde; drittens der Arbeiter unter wilden Volksstämmen. Das heißt: Langhans läßt den Pietismus, der sich auf die Bekehrung der Ungebildeten beschränkt, gewähren, nimmt sich aber der Brahmanen, Buddhisten, Muhammedaner an gegen die unberechtigten Angriffe schwacher Pietisten. Wenn jedoch bedeutende Männer auch unter diesen etwas ausrichten sollten, so scheint es, läßt er es ihnen hingehen. Werden wir durch diesen Gewaltstreich unserer berühmtesten Leiter und lang geliebter Brüder beraubt, so ist andrerseits auch der Schein von Mäßigung anzuerkennen, welcher Langhans abhielt, die wirklichen Skandale in der Mission, den Abfall oder grobe Vergehungen Einzelner, uns Allen zur Last zu legen.

Besehen wir uns diesen Pietismus! Zum ersten Male finden sich hier Leute und Richtungen unter Einen Namen gestellt, welche sich über die ihnen zugemuthete Zusammengehörigkeit baß verwundern

werden. Die Reformirten der niederländischen Missions-Gesellschaft, welche nach neuestem Beschluß allen Symbolzwang verworfen haben und also, wie einst Halle, rationalistische Missionare aussenden mögen, sind hier der Hauptsache nach eins mit den Sekten und Gesellschaften, welche eben um jener wachsenden Laxheit willen sich von der Kirche getrennt haben. In England befehden sich — abgesehen von der bunten Reihe von Dissidenten — Hochkirche, Breitkirche und Niederkirche; thut nichts, sie treiben Alle Mission, sie sind Alle Pietisten. Schottland theilt sich in drei oder vier Zweige von presbyterianischer Kirchenverfassung; hier sind's die Kirchen selbst, welche Mission treiben — auch sie sind Pietisten. Die lutherische Mission mag sich gegen den Vorwurf des Pietismus wehren wie sie will, sie muß Eines sein, mit den gemiedenen Subjectivisten. Auch Socinianer missioniren in Indien (Madras); werden sie wohl gleichfalls zum Pietismus gerechnet? Nun können wir im Ganzen diese Zusammenordnung nur als eine glückliche Vorbedeutung begrüßen; es mag uns hie und da weh thun, auch für die Fehler Anderer verantwortlich gemacht zu werden; doch trägt sich die Last leichter in so großer und meistentheils willkommener Gesellschaft. Nur begreifen wir nicht, welche Gegner der Kritiker diesem „Pietismus" gegenüberstellt? Hat nicht jede Form des Christenthums den Trieb in sich, ihr Gebiet auszubreiten? Hängt nicht der ehrliche Colenso noch immer an seiner Missionsaufgabe, hält Missionsstunden in England und möchte auch unter seinen Anhängern das Missionsinteresse beleben? Gehört er auf unsere Seite oder zur Gegenpartei?

Immanenz ist das Losungswort, das uns entgegengehalten wird. Aber trotz der (129) gegebenen Erläuterung verstehen wir den ganzen Sinn des Wortes nicht, da dort mit „hauptsächlich jenseitig" und „gewisse Jenseitigkeit" ein unphilosophisches Spiel getrieben wird. Immanenz ist dann auch (131) als Liebe definirt. Abgesehen von dem greifbaren Beweis, wie viel Lieblosigkeit sich mit einem großen Quantum von Immanenz verträgt, genügt diese Erklärung wohl, den Verdacht, als ob etwa Hegelianismus hinter Immanenz verborgen wäre, gründlich zu zerstreuen. Denn nach Hegel hat die Liebe viel mehr mit der Freiheit zu thun, als mit der Immanenz. Freilich sind Zeloten (wie W. Hoffmann) „die wahre Bedeutung von Fragen (wie die über reine Immanenz) „auch nicht von ferne zu erfassen im Stande" (369). Weil aber Immanenz Liebe ist, sollte sie sich zu

uns herablassen und ihr Panier ehrlich entfalten. Einerseits nämlich könnte es scheinen, als wollte unser Kritiker sich mit dem Parsismus und mit dem Islam, welche er ja jedenfalls über den Pietismus stellt, befreunden, dem Buddhismus um der lieben Immanenz willen die Hand reichen, sich etwa auch mit dem modernen Materialismus verständigen und so eine neue Mission der Humanität beginnen? Andrerseits will er aber zu den „ächten Freunden Christi" gehören, die „der Mutterkirche treu" geblieben sind (366). In welchem Namen kommt er doch zu uns? Steht er etwa mit Keim an, hält Christus für einen Menschen, aber doch für wirklich auferstanden, und darum das Evangelium für bestimmt zum Siege über die Welt? Irgendwo verlautet (Basl. Volksbote 1864, S. 278), der Kritiker halte die Verhandlungen über den vergangenen Christus für unnütz, über den gegenwärtigen (geistig gegenwärtigen, da er leiblich nicht auferstanden) seien wir (Pietisten und Langhans) einig. Dürfte man fragen: wie steht's um den zukünftigen Christus? Nun der zweite Theil wird uns darüber vielleicht Aufschluß geben; wir können ihn ruhig erwarten. Doch wenn der Kritiker meint, er habe in seinem ersten Theil eine Seite scharf und klar dargestellt (21), so giebt uns derselbe vielmehr den Eindruck, er sei, trotz der vielfachen Schärfe, in der Hauptsache dennoch „trübe und verschwommen" geblieben. Wir treiben Mission unter allen möglichen Völkern und Zungen auf Grund des im Evangelium geoffenbarten Gotteswillens; wir treiben sie, jeder auf seine Weise, mit viel Unklarheit und Schwachheit, aber gestützt auf klare Befehle und starke Verheißungen. Gesetzt, unser Thun wäre durchaus verfehlt, ist unser Streben ein berechtigtes und lobenswerthes? Sollte der Gegner uns das nicht vor Allem sagen? Er ist seiner Sache so gewiß, daß er fast die ganze übrige Christenheit in eine Masse der Fäulniß zusammenwerfen kann; sollte er uns nicht kurz und bündig angeben, welches denn sein Standpunkt ist, in welchem Zeichen er siegen will?

So wie wir seine Schrift ansehen, besteht sie aus einem bunten Gemengsel der verschiedensten Thatsachen und Entstellungen von Thatsachen, alle berechnet, die Missionsbestrebungen der einzelnen Kirchenparteien und die Aeußerungen des Restes von Geisteseinheit, der sie belebt, in Mißkredit zu bringen. Diese Masse wird nun in ein gewisses System gebracht, welches nothwendig herbeiführt, daß die Fehler und Eigenheiten eines Theils auch den andern treffen. Wenn z. B. Märklin seiner Zeit am schwäbischen Pietismus auch eine Scheu

vor der Ehe zu tadeln findet (332), so ist diese hinfort zu den Charakterzügen des neugewonnenen, weltumfassenden Pietismus zu rechnen, das gläubige England oder Amerika mag sich dagegen sträuben, wie es will; der Makel klebt konsequenter Weise auch ihnen an. Wenn England tüchtig gescholten wird, so geschieht das nur um seiner Bibelgläubigkeit und Missionsbestrebungen willen; gelingt es dem verhältnißmäßig kleinen Häuflein der dortigen Gläubigen nicht, im Ministerium und Parlament das Rechte durchzusetzen, so werden wir Mitpietisten auch dafür mitverantwortlich gemacht (450—54). Die Schrift ist wesentlich agitatorisch, ihre wissenschaftliche und religiöse Einkleidung bloße Nebensache. Zur Aufklärung über historische Thatsachen kann sie nichts beitragen, wohl aber zu Pöbelaufläufen mit Katzenmusik und Fenstereinwerfen. Die meisten Leser des Buchs werden sich auch um die philosophischen Einleitungen und Deduktionen so wenig kümmern als um die frommen Deklamationen, mit welchen gewöhnlich ein Kapitel schließt. Sie halten sich an den Kern, auf welchen der Verfasser am meisten Mühe verwendet hat, an all' die Lächerlichkeiten und Abscheulichkeiten, welche ohne strenge Unterscheidung von den Pietisten erzählt werden. Und diesen Kern müssen wir uns nun besehen.

Zuerst stößt uns hier die Frage auf, woher hat der Kritiker seine Thatsachen? Darauf antwortet er (S. 17), er habe „aus einem sehr umfassenden Material eine maßvolle, auf die verschiedenen Zeitschriften und Jahrgänge der Mission möglichst gleichmäßig vertheilte Auswahl" getroffen. Das Material aber, das er den Citaten zufolge benützt hat, beschränkt sich, außer einigen Sammelwerken — in deutscher Sprache — auf die Basler und Calwer Blätter, die Goßnersche Biene und das lutherische Missionsblatt; wozu französischerseits das Journal des Missions évangéliques etwa mit den feuille mensuelle und feuille du Canton de Vaud kommen; während von allen englischen Zeitschriften nur die der kirchlichen Missionsgesellschaft und vier Jahrgänge der News of the Churches zu Rathe gezogen sind. Von den Blättern der Ausbreitungsgesellschaft, der englischen Methodisten, Independenten, Baptisten, der vier oder fünf presbyterianischen Gesellschaften, die in China und Indien arbeiten, der amerikanischen Baptisten, Methodisten und Kongregationalisten ist keines benützt, außer man wolle die Jahresberichte der amerikanischen Episkopalen, Baptisten und Methodisten, sämmtlich für's Jahr 1860, als genügende Vertreter einiger dieser Missionen ansehen. Nun kann man keinem Manne übel

nehmen, wenn er diese ganze, so weit ausgebreitete Literatur nicht mehr bewältigt. Wie aber im vorliegenden Falle von einer auf die verschiedenen Zeitschriften gleichmäßig vertheilten Auswahl die Rede sein kann, begreift ein vorsichtiger Leser mit nichten. Wenn nun dennoch (S. 20) behauptet wird, eine „independentische, baptistische, methodistische, anglikanische Mission" trage so gut wie die lutherische „jene auszeichnenden Charaktermerkmale an der Stirn, welche beim ersten Anblick als pietistische zu bezeichnen Niemand anstehe", und „wo ganze Kirchen, wie die englisch-schottische, an jenem Werke sich betheiligen, haben sie es doch nur auf dem Punkte ihrer Entwicklung gethan, wo sie sich mit jenem eigenthümlichen Geiste des Pietismus oder Methodismus zu tränken begonnen haben", so fehlt für diese ganze Behauptung der Beweisboden, den man doch billiger Weise erwarten dürfte.

Der Kritiker fängt mit einer großen Voraussetzung der Einheit aller Missionsbestrebungen an: „die äußere Mission ist unbestritten ein Werk des Pietismus;" was er aber von Thatsachen anführt, beschränkt sich auf einen kleinen Bruchtheil des besprochenen Missionsgebiets. Das sieht einmal nicht nach Kritik aus. Es ist aber nicht gleichgiltig, diese Unterscheidung in's Auge zu fassen. Zwar hilft sie den Baslern und Leipzigern nichts; sie sind und bleiben verurtheilt; sie öffnet aber doch einem wohlmeinenden Leser den tröstlichen Ausweg, zu denken: „Wenn diese Missionen nichts geleistet haben, deren Humbug, Streitsucht, Taktlosigkeit, Gefühlswesen, Weltflucht und Weltdienst hier in so grellen Farben gemalt sind, so dürfte es doch in andern besser bestellt sein. Wie, wenn die Freischotten mit ihren englischen Erziehungsanstalten in Kalkutta, Madras, Bombay u. s. w. das Rechte getroffen hätten? oder ihre Brüder, die United Presbyterians, mit der (auch ärztlichen) Mission in Radschputana? oder der amerikanische Board mit seinem Dörfersystem um Ahmednagar her? oder die irischen Presbyterianer unter den Dheds von Gudscharat? oder auch die strengkirchliche Ausbreitungsgesellschaft, gestützt auf drei Bischöfe und ein schönes Kollegium in Kalkutta? Vielleicht ist am Ende der Pietismus verfehlt; aber empfiehlt sich dann nicht der strenge Baptismus, der doch unter den Barmanen und Karenen so Schönes zu Wege gebracht hat? oder wäre am Ende der weitherzigere Geist der General-Baptists in Orissa und ihre Predigtmethode vorzuziehen?" Kurz wenn der Kritiker sich geschmeichelt hat, seinen Gegnern den allei-

nigen Ausweg persönlicher Verketzerung übrig zu lassen, so hat er sich darin gründlich getäuscht.

Es scheint ein unwissenschaftliches Verfahren, von der Einheit verschiedener Phänomene auszugehen und dann zu schließen: was von dem einen gilt, paßt auch auf das andere. Der feine Döllinger hätte unsern Kritiker eine bessere Methode lehren können. Wenn der die Richtigkeit des Protestantismus beweisen will, geht er unermüdet dessen Gebiete der Reihe nach durch, zählt die auf jedem gefundenen Schwächen auf und addirt endlich zusammen, bis er sein Facit hat, und der vorurtheilslose Leser sich am Ende selbst fragt: wenn es so steht, warum bin ich noch Protestant? Unser Kritiker aber vernichtet zwar nach Kräften die Basler und Leipziger Mission, zwingt dann aber die Missionsfreunde nicht im mindesten, sich der „Immanenz" oder dem „geistig auferstandenen Christus" oder auch dem Materialismus zuzuwenden, sondern läßt ihnen, was wenigstens China betrifft, den Ausweg nach Barmen und Berlin offen, geschweige denn die weitern Wege zur Brüdergemeinde, zu verschiedenen Kreisen in Holland, England u. s. w. Gewiß die Analyse, die Beobachtung ist seine Stärke nicht. Er kann reden, aber weder hören noch schließen.

Und nun kommen wir auf den demüthigendsten Theil unserer Antikritik. Es sind das die „reichlichen Citate," aus denen „das hundertfache Geständniß des Pietismus" (324) sich ergeben soll. Langhans hofft, „man werde ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er mit seinen Quellen stets gewissenhaft verfahren sei." Nicht ohne eine gewisse Sorge machte ich mich an die schwere Aufgabe, der natürlich kein gewöhnlicher Leser sich unterzieht, die hauptsächlichsten Citate zu vergleichen. Von allen konnte nicht die Rede sein, schon weil mir einige von Langhans' Quellen — besonders die ältern — nicht zu Gebot standen; sodann, weil die Korrektur seiner Schrift viel zu wünschen übrig läßt.*) Manchmal lassen sich falsche Citate leicht herstellen, wie S. 61, 1. wo statt Intell. 1857, p. 140 natürlich 240 zu lesen ist. Wenn man aber bei der Vergleichung dann findet, wie sich der englische Text zu der deutschen Uebersetzung verhält, könnte

*) S. 100 steht z. B. Miss. Gleaner p. 31 ohne die Angabe des Jahrgangs. S. 101 wird Miss. Mag. II. 12 citirt, ohne daß sich Entsprechendes fände. Was soll gar S. 103 Miss. Mag. 1842 p. 388? So sind S. 114, 1. 133, 4. 383, 4 2c. unfindbare Citate.

man oft wünschen, es möchte statt des Copisten lieber der Setzer sich versehen haben. So in der letzten Stelle, S. 61, 1, wo nach Langhans die Missionskonferenz in Benares „feierlich erklärt, daß sie trotz aller Fehler der eingebornen Christen glaube: es möchten dennoch **einige wenige** unter denselben gefunden werden, welche mit vorgerückten europäischen Christen einen günstigen Vergleich aushalten könnten." Die Konferenz war (nach Intell. 1857, p. 240) der Ansicht: es dürfte noch vieles im Charakter der eingebornen Christen besser werden; während Einige meinten, dieselben werden von den Missionaren meist zu hart beurtheilt, ihre Vorzüge und die Schwierigkeiten und Versuchungen ihrer Lage nicht gehörig gewürdigt. Erklärt wird nun: „man möchte den Bekehrten mehr Männlichkeit und Unabhängigkeit des Charakters, eine gehobenere Geistesstimmung, erweitertere christliche Einsicht und Aufopferung wünschen; obgleich einige Wenige in allen diesen Punkten mit vorgerückten europäischen Christen einen günstigen Vergleich aushalten könnten." Es ist dieß noch ein ganz unverfängliches Beispiel von der Art, wie die Citate übersetzt, präparirt und gebraucht werden; doch merkt der Einsichtige, daß die ausgelassenen Worte etwas bedeuten. Denn daß andrerseits mancher Hindu-Christ neben einem guten Rest von angeborner Menschenfurcht und Kriecherei doch in kindlichem Glauben und geduldigem Tragen und Leiden, in einfältigem Gehorsam und anspruchsloser Verträglichkeit, es auch trefflichen Europäern zuvorthun kann, ist durch dieselben nicht ausgeschlossen.*) Nun solche limitirende Worte, solche Vor- und Nachsätze, irgend welche Rücksichten auf Lokalitäten und Zeitunterschiede existiren für Langhans nicht. Alles Einzelne muß ein Allgemeines sein, alles Geschehene ein Ewiges. Sein Hauptfehler im Citiren ist, um es kurz zu sagen, ein bald bewußtes, bald unbewußtes Generalisiren, wodurch alle Schranken des Raums und der Zeit, so wie der Personen und Verhältnisse nach Belieben niedergerissen werden,

*) Ein anderes Beispiel! „Miss. Weitbrecht versichert: hinter europäischen Christen stehen sie (die hiesigen) weit zurück" (S. 58). Wir schlagen nach und finden im Miss. Mag. 1841: „Hinter den gläubigen Christen Europas stehen sie weit zurück; aber ihr Leben mit dem der Heiden verglichen zeigt einen überraschenden Unterschied, sie sind redlich und lügen nicht" rc. Doch wann hat W. das geschrieben? Im J. 1830 oder 1831 nach seiner Ankunft in Burdwan, nicht etwa am Schlusse seiner Laufbahn († 1852)? was den Werth dieses Citats für Angriff und Vertheidigung auf ein Minimum reducirt.

um die gewünschten Federstriche zu der Karrikatur des Gesammtpietismus zu gewinnen. Es ist das gerade Gegentheil vom Verfahren irgend eines naturwissenschaftlichen Beobachters oder historischen Forschers.

Dieses Resultat ließe sich nun durch eine fortlaufende Beleuchtung der Citate beweisen. Allein wer würde eine solche lesen? Es scheint gerathener, die einzelnen Punkte so zu gruppiren, daß wir neben der abwehrenden Vertheidigung gegen verdrehte Citate und erbettelte Schlüsse auch zu positiven Mittheilungen Raum gewinnen.

---

1. Die Mission in China.

Langhans zieht S. 72 den Schluß, daß die bekehrten Christen in Indien, China u. s. w. außerdem, daß ihre Anzahl eine äußerst geringfügige ist, etwas ganz Anderes sind, als man in Europa gemeiniglich unter Christen versteht. „Die Mission hat, mit einem jährlichen Budget von einer Million Franken für China, in numerischer Beziehung beinahe nichts, in sittlicher weniger als nichts geleistet."

Wir wählen zuerst die chinesische Mission, als die weit leichter zu übersehende. Bis zum Jahr 1842 war sie nur eine vorbereitende, da in jenem Jahre erst fünf Hafenstädte den Missionaren geöffnet wurden; im Jahr 1847 langten dort die ersten zwei Basler Arbeiter an. Die Frage ist nun: was hat die Mission dort geleistet? Langhans citirt (31) Burkhardt: „Die Erfolge äußerlich gering und innerlich nicht hoch genug anzuschlagen;" vielleicht eine unwillkührliche Persifflage für den wirklichen Text Burkhardts: „dürfen auch nach der innern Seite hin nicht zu hoch angeschlagen werden." Näher bestimmt Burkhardt im Jahr 1860 die Zahl der bekehrten Chinesen auf „nicht allzuviel über 1000"; Langhans (56) beruft sich auf ihn, indem er „höchstens 1000 eingeborne Christen" setzt. Der Unterschied ist ja unbedeutend, doch bezeichnend für die Art, wie frei mit den Citaten geschaltet wird. Lechler berechnet in seinen acht Vorträgen über China (Basel 1861, S. 204) die Zahl der chinesischen Protestanten auf „nicht viel über 2000", wovon etwa 200 auf die Basler Mission kommen, ungeachtet sie schon einen bedeutenden Ableger nach Demerara hatte abgeben müssen. Er bemerkt aber prophetisch: „Die Zahlen können schnell anwachsen" und beruft sich auf die vielversprechende Bewegung

im Tschonglok-Kreis, welche auch in den letzten Jahren 138 Seelen zu den Basler Gemeinden hinzu gefügt hat. In diesem Sinne können wir uns der möglichsten Verkleinerung der Zahl von Seiten des Kritikers nur freuen, indem sich dadurch der Fortschritt von Jahr zu Jahr nur um so auffallender herausstellen wird.

Was aber den innern Werth der chinesischen Christen betrifft, so tadelt Langhans mit vollem Rechte (56) „die von eitelster Selbstverblendung erfüllten Berichte Gaehans" (Gützlaff's), von welchem urtheilsfähige Personen — leider erst bei seinem Besuche in Deutschland (1850) — geradezu den Eindruck bekamen, er müsse an einer Geistesstörung leiden. Wie Lechler über ihn urtheilt — bei möglichster Milde — siehe in seinen Vorträgen S. 192.

Aber warum theilt Langhans von den übrigen Missionen keine Thatsachen mit, auf welche sich das oben angeführte Gesammturtheil stützen könnte: Die chinesische Mission habe in sittlicher Hinsicht „weniger als nichts" geleistet? Haben doch die Missionare im Ganzen, während Gützlaff's diplomatischer Wirksamkeit, sich von ihm und seinem Thun konstant fern gehalten und mit nüchterner Selbstbeschränkung ihre unscheinbare Arbeit fortgeführt. Langhans aber erwähnt nur, was die Basler, Lechler und Winnes, von der Noth berichten, die sie mit ihren kleinen Gemeinden hatten, bis in den letzten Jahren nach vielen Sichtungen der letzte Gützlaff'sche Bekehrte ausgeschieden war. Da mußte freilich Lechler klagen (NB. im Oktober 1855), seine Christen theilen sich in bewußte Heuchler und in ehrliche, doch „weniger zu dem Heiland als zu dem Einen wahren Gott" Bekehrte, die „mehr noch auf alttestamentlichem Standpunkt stehen", „Viele gefördert in Erkenntniß, auch bemüht, in der Furcht Gottes zu wandeln;" „aber das eigentliche Lebensprincip: die Liebe, die einen begnadigten Sünder mit dem Heiland verbindet, das mangelt sehr." Langhans macht aus der zweiten Klasse (60): „todte Gesetzeschristen, denen das eigentliche Leben, die Liebe fehlt." Der Missionar hat aber den glimmenden Funken nicht auslöschen wollen, und darum nicht „todt" gesagt, was der Kritiker frischweg tödtet. Es handelt sich von einem Anfang, von einer Gemeinde, zu der vor acht Jahren der Grund gelegt worden war.

Was die Klage über die Wirkung der spanischen Thaler bei den neubekehrten Chinesen betrifft, welche Langhans (60) dem Missionar Winnes in den Mund legt, so ist dieselbe, wenn man den Bericht

des Missionars, dem sie entnommen sein soll, vergleicht, gar nicht vorhanden. Es ist in dem Bericht von der schweren Prüfung die Rede, durch welche die Gemeinde in Lilong während des Kriegs und der durch denselben herbeigeführten Abwesenheit des Missionars hindurchgieng. In dieser ist die Gemeinde so wenig schlecht bestanden, daß sie vielmehr geläutert und in hohem Grad bewährt aus derselben hervorgieng. Sie hätte sich auflösen können, die Gemeindeglieder hätten durch die weit feindseliger gewordene Haltung der heidnischen Umgebung sich zum Abfall können bestimmen lassen. Hätten sie die spanischen Thaler des Missionars in die Gemeinde gebracht, so wären sie, da diese wegen der Unterbrechung des Verkehrs nicht mehr fließen konnten, ohne Zweifel aus derselben ausgetreten. Wirklich befürchteten damals manche Freunde der Basler Mission in Lilong, die junge von den Drangsalen des Kriegs schwer heimgesuchte Gemeinde könnte leicht schwach werden in der Stunde der Versuchung und in Trümmer gehen. Aber keine dieser nur gar nicht fern liegenden Befürchtungen ist eingetreten. Die Gemeinde, obwohl längere Zeit in jeder Beziehung auf sich allein angewiesen und in großer Bedrängniß, namentlich ganz nicht wissend, ob und wann es den Missionaren möglich sei, nach Lilong zurückzukehren, blieb ihrem Bekenntniß treu. Dieser Gemeinde traut es der Psychologe von Waldau zu, daß sie die spanischen Thaler bestimmt hätten, das Christenthum anzunehmen. Und doch ist diese Vermuthung gewiß weit weniger berechtigt, als die Frage, ob ein so leichtfertiger Kritiker, wie unser Waldauer Philosoph, eine solche Probe gleich gut bestanden hätte, wie die Gemeinde in Lilong.

Wie aber, sagt denn Winnes nichts von spanischen Thalern? Er schreibt: „Aber ich kann mir eben auch nicht verbergen, daß manche unserer Armen nicht das Evangelium zur Annahme des Christenthums veranlaßt hat, sondern eben ihre Armuth als solche." Also nicht die spanischen Thaler, die sie empfangen haben, die der Missionar weder geben durfte noch gegeben hat, wie nachgewiesen werden kann; sondern ihre Armuth, in der bisweilen die Heiden-Christen den Heiden gegenüber hervorheben konnten (siehe die unmittelbar vorangehende Seite), daß das Christenthum billiger sei als das Heidenthum, weil man kein Goldpapier, keine Wachslichter, keinen Weihrauch zu kaufen habe; die Armuth als solche hat Manche zur Annahme des Christenthums veranlaßt. Dann fährt Winnes fort: „Denn man kann an manchen Armen" (ganz allgemein gesagt, Christen und Heiden zusammenfassend)

„so wenig bemerken, daß das Evangelium für sie ein Trost und ein Balsam sei; ein spanischer Thaler thut bessere Dienste, als das Evangelium. Es kommt mir vor, und ich glaube, es ist keine Täuschung, daß sich während drei Jahren die äußere physische Existenz nicht blos unserer Christen, sondern der Hakka's im Sinon-Kreis überhaupt, so weit er mir bekannt ist, verschlimmert hat." Wie kann Langhans nun Missionar Winnes sagen lassen: „Daß die Armen, aus denen fast ausschließlich die Christengemeinden bestehen, nicht als Arme im Geiste, sondern um der spanischen Thaler willen Christen wurden?" Sind „manche Arme" die Armen schlechthin? Folgt daraus, daß manchem Armen, so lang er in der Noth ist, ein Thaler ein besserer Trost ist, als eine Predigt, daß derjenige Arme, welcher einmal einen Thaler zum Geschenk bekommen hat, als er ein Christ wurde, um der Thaler willen ein Christ geworden ist? Sind, wenn in Lilong manche Arme in der Hoffnung, daß in Verbindung mit der Christengemeinde ihre zeitliche Noth sich mindern werde, zur Gemeinde übertraten, die meisten oder gar alle Christen in Lilong aus Eigennutz Christen geworden? In der That, mit solcher Logik kann man alles Mögliche und selbst das Unmögliche beweisen.

Wäre nun aber auch die ganze Gemeinde zu Lilong vor neun Jahren nicht werth gewesen, den Namen einer Christengemeinde zu tragen, wie sie es nach dem Obengesagten, trotz ihrer mehr blos intellektuellen als innerlich durchgreifenden Neubelebung bis zum damaligen Augenblick, wirklich doch war; mußte es so bleiben und ist sie im gegenwärtigen Augenblick noch ganz unverändert dieselbe? Warum reißt Herr Langhans willkührlich Einen Moment aus der damaligen Sichtungszeit jener Gemeinde heraus und geht über den weiteren Entwicklungsgang dieser Gemeinde mit Stillschweigen weg? Mußte er, wenn er historisch treu verfahren wollte, nicht die ganze Geschichte der Basler Mission verfolgen, die Zeitverhältnisse, die Lage, die Charaktere und Schreibweise der Berichterstatter studieren und in Betracht ziehen? Durfte er die Geschichte der Entstehung der Gemeinde im Tschonglokkreis unberücksichtigt lassen, die ohne Zuthun eines Europäers durch den Dienst des Nationalgehilfen Tschonghin, im Innern des Landes, in einer Zeit völliger Absperrung von dem Verkehr mit den Missionären gegründet worden ist, welche in jener Zeit nicht die geringste Geldunterstützung von der Mission erhielt, ihre gottesdienstlichen Auslagen selbst bestritt, Versammlungslokale aus eigenen Mitteln einrichtete

und nach den übereinstimmenden Zeugnissen der Missionare Winnes und Lechler trotz der zeitweiligen Untreue des Erstlings Tschonghin dennoch unter dem Segen ihres unsichtbaren Haupts stets weiter sich ausbreitet und unverkennbar an Bestand gewinnt?

Oder wenn man auf ein eingehenderes Studium der Geschichte der Basler Stationen sich nicht einlassen wollte, warum nicht den Schwerpunkt der chinesischen Mission da suchen, wo er nach dem einstimmigen Urtheil der Missionare sich findet? In Amoy zählte man schon im Jahre 1861 im Ganzen 623 Kommunikanten (Calw. Handbuch 1862). Jetzt sind ihrer 830, und davon haben die 310, welche zu der (amer.) holländischen Kirche gehören, sich zu zwei unabhängigen Gemeinden organisirt, welche nicht nur ihre eigenen Pastoren unterhalten, sondern in einem Jahre etwa 1000 Dollar zu verschiedenen Wohlthätigkeitszwecken beitragen. Der Berner Martig hat schon 1861 (Miss. Mag. 1863, S. 485 ff.) seine Eindrücke von Amoy geschildert; er wunderte sich über die gebildeteren Christen, die eifrig lesenden Frauen, das fröhliche Geben, die eifrige Heidenpredigt der Gemeindeglieder. Jetzt kommt eine Nachricht um die andere, wie sich dort die Gemeinden, besonders der Londoner, auf dem Lande verbreiten, bis in diesem Jahr ein ganzes Dorf Liongbunsu — mit Ausnahme zweier Personen — das Christenthum angenommen hat. Hat Langhans von dem Märtyrer Tsche in Poklo nichts vernommen, von welchem Schiffsprediger Kreyher (Preußische Expedition nach Ostasien 1859—1862, S. 335) erzählt? Und wie oft berichteten Winnes und Lechler von Verfolgungen in Lilong und Tschonglok und durften sich freuen über die Festigkeit des kleinen Häufleins! Dr. Legge kam 1843 nach Hongkong mit drei chinesischen Bekehrten von Malakka. Am 1. Januar 1864 hat er deren in Hongkong 300 gezählt, wozu noch 200 im Kreis Kweitschau kamen. War diese zwanzigjährige Arbeit wohl eine vergebliche? — Für alles das scheint der Kritiker kein Auge zu haben, immer bemüht, aus seinem Material die schwarzen Seiten herauszulesen und in dieselben noch schwärzere Linien hineinzuzeichnen. Er führt keine andern, als die erwähnten Citate an, um daraus den Schluß zu ziehen, „die Mission habe in sittlicher Beziehung weniger als nichts geleistet." Da könnte ihn der Parsi beschämen, von welchem Kreyher erzählt (S. 327), daß er nicht nur 100 Dollar an das Berliner Rettungshaus für ausgesetzte Mädchen schenkte, sondern statt Dank dafür entgegenzunehmen, den Missionaren herzlich

dankte für ihren anerkennenswerthen Dienst. Hält aber Langhans diesen für unzurechnungsfähig, woher erklärt er die großen Beiträge, welche die europäischen Kaufleute in China für die dortigen Missionen steuern (wie denn Dr. Legge im Jahr 1863 von Hongkong allein 3756 Dollar Beiträge erhielt, laut der Londoner Jahresrechnung)? Wer würde auch ein Unternehmen unterstützen, von dessen Nutzlosigkeit er sich so leicht durch den Augenschein überzeugen kann?

2. Indien und seine Eroberer.

Der Kritiker behauptet, die Entwürdigung des indischen Nationalcharakters, wie sie von den Missionaren so furchtbar geschildert werde, beruhe auf argen, handgreiflichen Uebertreibungen, ja geradezu auf Verläumdung, wenn nicht auf absichtlicher Entstellung (79). Er führt als Beispiel solcher Uebertreibung Intell. 1860 S. 71 ff. an, wo ich nur finden kann, daß bei den Ostbengalen fatalistische Gedankenlosigkeit, Gewohnheitsmoral, die Abwesenheit eines geistlichen Elements in ihrer Religion, und die Unbeweglichkeit und Kriecherei asiatischer Gesellschaft im Allgemeinen als Haupthindernisse des Christenthums beklagt werden. Was daran Furchtbares oder Uebertriebenes sein soll, vermag ich nicht zu entdecken. Freilich verträgt sich das Bild nicht mit dem des „Feuer und Geist sprühenden indischen Lebens", das sich Langhans entworfen hat (106), nicht mit dem „ungeheuren, alle Schranken der Endlichkeit überfliegenden Schwung der indischen Religionen, dem genialen, bis in alle Tiefen menschlicher Spekulation hinabreichenden Scharfsinn der dortigen Systeme." Aber warum nicht die Zeiten unterscheiden? Daß die Indier in Poesie und Philosophie einst Schönes geleistet haben, wird von den Missionaren nicht bestritten, wenn sie auch nach genauerer Erforschung der alten Literatur obigem Urtheil in seiner Ueberschwenglichkeit nicht beistimmen können. Warum aber hört man nie von neueren Dichtern oder Philosophen? Warum besteht denn dort alles Wissen — und es giebt Kolosse von Gelehrsamkeit — im Wiederkäuen des Alten? Oder wie kommt eine Handvoll Abenteurer dazu, das ungeheure Land zu erobern? Warum hat es schon den Muhammedanern nicht zu widerstehen vermocht? Die einfache Antwort lautet: weil jenes ursprüngliche Leben nach dem endlichen Sieg des Brahmanismus und der starren Kastensatzung über den Buddhismus schon seit tausend Jahren verknöchert und abgestorben war.

Langhans erklärt sich die Eroberung Indiens nur durch eine unvergleichliche Teufelei seitens der frommen Engländer (436 ff.), ganz vergessend, daß nach der Dialektik der Geschichte immer zwei Parteien dazu gehören, um einen Sieg zu Stande zu bringen. Daß die Hindu's noch immer ihre schönen Seiten haben, daß sich, zwar zertheilt und erstarrt, doch alle Elemente dort vorfinden, aus denen, wenn der Hauch des Christenthums drein bläst, ein ganzes, neues Volk von eigenthümlichem, vielversprechendem Charakter erstehen kann, das haben die Missionare von jeher erkannt und bekannt. Aber daß eine große Nation kaum tiefer sinken kann, als es bei Indien bis ins letzte Jahrhundert der Fall war, das ist eine von jedem Geschichtschreiber anerkannte Thatsache. Es fehlte nicht mehr und nicht weniger als alle zusammenhaltende Kraft. Große Männer standen je und je auf (ich erinnere nur an Nanaka, den Stifter der Sikhs), aber keiner vermochte einen großen Kreis zu bewältigen; die Masse blieb starr und todt. Wer etwas Rechtes wußte oder konnte, stiftete damit noch am liebsten einen wunderlichen Geheimbund; die besten Kräfte zogen sich in die Familie zurück. Noch während des letzten Sipahi-Kriegs wunderte sich einmal ein Korrespondent im englischen Lager: „Wie wäre es, wenn jetzt die Hindu's alle uns verließen? Kein Scharmützel, geschweige denn ein Treffen wäre mehr nöthig — wir Weiße kämen alle um, wenn die Bevölkerung sich allenthalben auf ein paar Meilen von uns zurückzöge." Aber die Bedienten, die Pferdknechte, die Lastträger, die Wagentreiber, die Proviantlieferanten, und wer alles zu dem ganzen ungeheuren Troß eines indischen Heerlagers gehört, sie dienten ruhig fort, keiner dachte weiter als an „seine Welt", wie der Hindu es nennt, d. h. an Weib und Kinder.

Wozu nackte Schilderungen der in Indien herrschenden Sünden nützen sollen, sehe ich nicht ein; wie Col. Edwards und Bischof Heber, (Langhans 79), fand auch ich das Volk im Ganzen gutmüthig und sehr empfänglich für Liebe; und, wie die meisten zurückgekehrten Missionare, wundere ich mich manchmal, wenn man den Unterschied zwischen Heiden und europäischen Namenchristen so stark betont. Dennoch ist ein bedeutender Unterschied nicht zu verkennen. Auf einer Lüge ertappt zu werden, berührt die meisten Europäer ganz anders als den Hindu; sogar ein Radscha kann es als ein Kompliment für seine List ansehen, wenn man ihn einer Unwahrheit zeiht. Auch sehr treue, ja wahrhaft aufopfernde Knechte werden es mit ihrer Marktrechnung nicht genau

nehmen; sie gestehen selbst, es bestehe da einmal ein gewohnheitlicher Aufschlag. So innig oft das Familienleben ist, die Eigenthumsverhältnisse erlauben keine Gemüthlichkeit; die Reibungen über Gut und Geld und die daraus stammende Proceßsucht übersteigen alles, was man in dieser Beziehung in Europa findet. Auch gilt ein Menschenleben dort viel weniger als hier. Wie viele verlassene, verhungernde Kinder, nach denen Niemand sieht! Dort liegt ein Leichnam — oder ist's nur ein Sterbender? — an der Landstraße; er scheint arm; wer schaut auch nach ihm? Dagegen bei uns: welche Schreibereien um ein einziges hilfloses Würmlein! welche Aufregung über einen Unglücksfall! welche Theilnahme bei einem Verbrechen! Sind wir darum besser? Die Individuen kaum, aber das Niveau der öffentlichen Sittlichkeit, der ganze Ton der Gesellschaft ist ein unvergleichbar höherer, und das haben wir dem Christenthum zu danken.

Im letzten Oktober wurde ein Parsi-Weib auf einer Straße von Bombay entbunden, Niemand nahm sich ihrer an, nicht einmal die vorbeieilenden Parsi-Frauen. Es stellte sich heraus, daß ihre Religion Allen, außer den Hebammen, verbietet, Gebärende zu berühren. Eine Europäerin kam des Wegs, rief einem Cabriolet und ließ sie nach Hause führen! (Times of India.) Gilt das noch bei den aufgeklärten, wahrhaft philanthropischen Parsi's, wie vielmehr bei den Knechten der Kaste! Es ist die Religion, welche hier den Fortschritt hindert. Um so dankbarer erkennen wir daher an, daß viele Hindu's und Muhammedaner besser sind als ihre Religionen, was sich von keinem Christen sagen läßt.

Wie schauerlich ist nur der Aberglaube, der jährlich Tausende von Kranken am Gangesufer dem Tod überliefert. Ihre Verwandten füllen ihnen den Mund mit Gangesschlamm, bis sie ersticken. Das ist auf Spaziergängen um Kalkutta und von dem Verdeck der Dampfer des heiligen Flusses noch täglich zu sehen (Friend of India, Sept. 1864).

Langhans erklärt, was Miss. Ward von dem Umbringen der Kinder sagt, für eine „seiner hundert Verläumdungen, womit er die gewaltsame Einführung des Christenthums in Indien bevorworten wollte, da seine Bemühungen, es auf friedlichem Wege zu verbreiten, fruchtlos geblieben wären" (35). Hat er Ward gelesen? Es könnte so scheinen nach dem Citat S. 35, 4. Doch schon die Jahreszahl 1787 macht uns irre; nein, er hat nur aus dem veralteten Bohlen geschöpft (36, 1). Ward, geb. 1769, war ein Redakteur

demokratischer Zeitschriften, der nach seiner Bekehrung durch Baptisten im Jahr 1799 mit Marshman nach Indien kam, und mit Mühe Erlaubniß zum Bleiben — auf dänischem Boden — erhielt. Er richtete die Presse in Serampur ein und druckte darauf, wie die ersten Uebersetzungen des Neuen Testaments in Sanskrit, Hindustani u. s. w., so 1806 den ersten Band seines Sammelwerks über indische Geschichte und Gebräuche, und den Traktat eines bekehrten Muhammedaners über den Koran. Da damals gerade die Empörung in Vellore ausbrach, befahl die erschreckte Regierung sofort, die Heidenpredigt gänzlich aufzuheben und die Presse nach Kalkutta zu versetzen, wo sie allein streng überwacht werden könne; denn jeder Angriff auf den Glauben der Eingebornen verbiete sich durch den ihrer Religion zugesagten Schutz von selbst (7. Sept. 1807). Wie die Mission allein durch den Heldenmuth und die Klugheit des dänischen Gouverneurs, so wie durch die größte Vorsicht der Missionare am Leben erhalten wurde, wird bald in einer Geschichte der Serampur-Mission, welche vom jüngern Marshman aus den Quellen zusammengestellt ist, eine ausführlichere Darstellung finden. Hier weisen wir nur die tolle Verdächtigung, als habe Ward das Christenthum gewaltsam einzuführen gewünscht, mit Verachtung zurück. Wer die Feindschaft gegen die Mission kennt, welche damals die höchsten Kreise in England und Indien gleichermaßen nährten, und welche einen Missionar um den andern aus dem Lande verbannte, kann sich des Lächelns über die Möglichkeit einer solchen Beschuldigung nicht erwehren. Sie ist der vollendetste Anachronismus, ganz abgesehen von dem vollkommenen Widerspruch gegen den Grundsatz der Einzelbekehrung, welchen Langhans richtig das Grundprinzip der Baptisten nennt (251).

In jener Zeit der ausgesprochenen Missionsfeindschaft hat doch die Serampur-Mission (durch ihren Freund, den Richter Udny) so viel Einfluß geübt, daß zuerst 1802 die Kinderopfer bei Gangasagar von Lord Wellesley verboten wurden. Es war dieß der erste jener „civilisatorischen Fortschritte," an welchen Langhans (35) den Missionaren jeden Antheil abspricht, so deutlich er sich nachweisen läßt. Es zeigt sich daran, daß die Mission, obwohl vorerst nur halb geduldet oder eigentlich ignorirt, doch schon eine Wirkung zum Besten Indiens auszuüben vermochte. Auf diese Art von Maßregeln, auf das Aufheben der Sati (Wittwenverbrennungen), das der Verbindung zwischen Dschagannath und Regierung und ähnlicher Greuel, beschränkte sich

jene ganze „gewaltsame Einführung des Christenthums," welche die Missionare bevorwortet haben sollen. Im J. 1810 hat Ward sein Werk über Indien durch einen zweiten Theil abgeschlossen: noch heute eine werthvolle Arbeit, in welcher das Hindu-Leben nach allen seinen Seiten treu geschildert wird, wenn auch die guten Seiten des indischen Charakters etwas zurücktreten gegen die unläugbaren Schattenseiten. Das Buch hat ungemein gut gewirkt in jenen Zeiten „brahmisirter" Staatsmänner, die alles Altindische um so blinder anstaunten, je religionsloser sie selbst waren. Auf jene Kämpfe der Jahre 1808 und 1813 gehen die witzigen Schmähartikel Sydney Smith's und Anderer im Edinb. Review zurück, welche Langhans (39, 3) noch für heutige Verhältnisse als Quelle anzuführen wagt.

Daß übrigens Missionare bei den Maßregeln gegen die Ermordung weiblicher Kinder sich betheiligt hätten, ist nie behauptet worden. Die Kompagniebeamten tragen dafür die alleinige Verantwortlichkeit. So sehr Langhans das Bestehen oder doch die Ausdehnung dieser Unsitte in Zweifel zieht (35), so uralt ist ihre Konstatirung. Sie findet sich schon in Ritters Erdkunde, wenn ich mich recht erinnere, mit allen nöthigen Beweisen; und Ritters Citaten darf man trauen. Gouverneur Duncan fand 1789, daß die Radschputen ihre Töchter tödten, und daß dieser Gebrauch in Gudscharat und Katsch gewöhnlich sei. Ebenso berichtet Lord Teignmouth (schon 1794 in Asiat. Researches IV.), daß bei den Radschkumärs (s. v. a. Radschput) selten mehr als eine Tochter am Leben gelassen werde, alles wegen der einmal für nöthig erachteten kostspieligen Hochzeiten. Die Parlamentpapiere von 1824 enthüllen ein schauerliches Gemälde, wie trotz aller Bemühungen Walker's die Unsitte nicht weichen wollte. Die Regierung hat darüber mit den einzelnen Fürsten eine Reihe von Verträgen geschlossen; dennoch zählte man noch 1840 z. B. unter 2287 Jahreja-Familien in Katsch neben 2625 Knaben nur 335 Mädchen. Am meisten Erfolg haben noch im Pandschab die Bemühungen der Lawrence gehabt.

Der Kritiker meint aus Benfey nachweisen zu können (80 f.), daß der Verbrechen in Indien weniger seien als in England. Es beruht das auf gründlicher Selbsttäuschung. Der verurtheilten Verbrechen mögen weniger sein, denn wo 2—3 Europäer eine Million von Eingebornen zu regieren haben, kommen natürlich viele Verbrechen gar nicht zur Kenntniß der Polizei. Sodann sind Zeugen für die

Wahrheit schwerer aufzutreiben als für die Lüge, und endlich sind die eingebornen Beamten fast ohne Unterschied bestechlich, wenn auch in sehr verschiedenem Grade. Der Hindu-Richter, der nur von einer der streitenden Parteien Geschenke annimmt, gilt schon für redlich. Von einer Volksstimme, die sich bei größern Verbrechen erhöbe, ist uns nur selten ein Laut in's Ohr gedrungen; der europäische Richter bleibt daher rein auf sich selbst angewiesen, der Wahrheit auf die Spur zu kommen. — Dennoch möchte ich die Hindu's für kein verbrecherisches Volk halten; nur verhalten sie sich apathisch gegen das Verbrechen; nimmt es riesenmäßige Dimensionen an, so kann es auch vergöttert werden. Im Ganzen verfolgt der Hindu sein Ziel lieber mit zuwartender Schlauheit als mit Gewaltthat. Wenn daher in Malabar die verurtheilten Mordthaten im Jahre 1847 sich auf 31, vier Jahre später auf 28 beliefen, so daß auf 50,000 Einwohner eine Mordthat kam, so hängt das mit örtlichen Eigenthümlichkeiten zusammen, die in den meisten andern Provinzen fehlen. Wie schwer aber in Indien dem Verbrechen, namentlich wenn es einen religiösen Anstrich annimmt, auf die Spur zu kommen ist, zeigt die späte Entdeckung des fürchterlichen Bundes der Thag. Wie viele Tausende von Menschen sind durch diesen Geheimbund gemordet und beraubt worden, und doch giengen Menschenalter darüber hin, bis man den Grund ihres Verschwindens entdeckte. Die einfache Erklärung dieser mysteriösen Thatsache fand sich endlich in den Statuten des Bundes, wornach keine Europäer angegriffen werden durften.

Es ist eine traurige Geschichte um jene Eroberung Indiens; mit Recht heißt sie Layard eine Kette von Verbrechen. Aber wozu erschöpft Langhans an ihrer Darstellung seine grellsten Farben, als um sie „dem bibelgläubigen, sabbathfeiernden, missionstreibenden England" (436) aufzubürden? Wie verhält es sich damit in Wirklichkeit? Indien wurde erobert auf der Grenze zweier Perioden: des Merkantilsystems und der Freigeisterei. Wer redete damals auf der Fahrt in's gesegnete Land des Pagodabaums von Bibel oder Christus? Stehende Redensart war: daß der Kadet oder Schreiber (so hießen die angehenden Offiziere der Kompagnie) am Kap seine Religion lasse, um sie bei der Heimkehr mit seinen Schätzen dort wieder aufzunehmen, ehe er im altväterischen England lande. Burke sagte: Die Europäer werden auf dem Wege nach Indien „enttauft (unbaptized)." Von den brahmanisirten Engländern jener Tage wird sich in der Geschichte

der Serampur-Mission Manches beibringen lassen, das an's Unglaubliche grenzt. Natürlich lebten sie mit eingebornen Weibern; die höchstbesoldeten hielten ein Serail. Engländer haben sich nicht gescheut, offen Götzen anzubeten, ihnen Tempel zu bauen, Brahmanen als Hauspriester anzunehmen u. s. w. Freilich den Hindu's ihr Land und Gold abzunehmen, bedachten sich die Wenigsten; an ihrer Religion zu rütteln, galt für den entsetzlichsten Frevel. Doch ist darüber schon früher das Nöthigste gesagt worden (Miss. Mag. 1864, S. 148 ff). Nicht heuchlerisch fromme Engländer, sondern entsittlichte und entchristlichte haben Indien erobert.

Ich habe dort kurz angeführt, wie jeder civilisatorische Fortschritt in Indien von Wilberforce und seinen evangelischen Freunden in England, sowie von den gehaßten Missionaren, die, wie Carey 1793 auf einem dänischen Schiffe, sich nach Indien einzuschmuggeln wußten, in stetem Kampfe der ungläubigen Partei, die am Ruder saß, abgerungen wurde. Dennoch macht Langhans die Missionare (451) für alles, was die Herrscher thaten, in hohem Grade verantwortlich, während er ihnen andrerseits jeden Antheil an jenen civilisatorischen Fortschritten abspricht. „Englische Missionsfreunde und englische Politik spielen unter derselben Decke (452); englische Politik und englische Mission können nicht von einander getrennt werden" (453). Zum Glück läßt sich ihre Trennung jedem einigermaßen aufmerksamen Heiden deutlich machen, denn ob die Herrscher das Christenthum ehren oder hassen, bleibt den Scharfsichtigen nicht verborgen. Das muß uns trösten, wenn Langhans auch meint, die protestantische Mission sei „ein passives Werkzeug politischer Raubgier und Habsucht" (455).

Seine Unwissenheit in diesen Dingen verräth sich in der ganzen Deklamation, worin er den Missionaren vorwirft, „für geistige und materielle Hebung der Heiden nicht geschrieben, gesammelt, agitirt und petitionirt zu haben" (451); ebenso nichts für die Bekehrung „der englischen Erzheiden in fremden Landen" gethan zu haben (431). Was sagen wir dazu? Wäre auch kein Heide getauft worden, die Christianisirung der nach Indien verpflanzten Engländer ist jedenfalls in hohem Grade gelungen, wie die oberflächlichste Vergleichung anglo-indischer Zustände mit den im niederländischen Indien noch bestehenden zeigen kann. Das nützt uns freilich bei Langhans nichts; vermöge seines so breiten Standpunkts kann er die Pietisten anklagen, daß sie Christen Erzheiden bleiben lassen (431), und wieder, daß sie aus tau-

send Christen etwas „Aergeres als Heiden" machen (366). Doch unsern Lesern läßt sich das Nöthigste leicht erzählen.

Von dem edlen Wilberforce weiß Langhans nur, daß er für Westindien gearbeitet hat (451); was er und seine Freunde bei Erneuerung des Kompagnie-Privilegiums (1793 und 1813) für Ostindien gethan haben, blieb ihm verborgen. Schon 1793 verlangte er im Parlament, daß für die Protestanten in Indien Religionsunterricht beschafft, für den Fortschritt der Hindu's in wissenschaftlicher und sittlicher Beziehung gesorgt werden müsse. Im Ministerium drang er durch, aber die „old Indians", die Herren im India-Haus, wehrten sich mit Macht. Unterhaus und Oberhaus, leider auch die Bischöfe, stimmten dagegen, und zwanzig Jahre länger herrschte die missions- und fortschrittsfeindliche Partei in Indien. Das war die Zeit der weltlichen, oft liederlichen Kaplane, von denen Langhans ein Stücklein erzählt, ohne es zu wissen. Es ist das wirklich ein ergötzliches Beispiel seiner ungemeinen Lesefertigkeit. Orlich soll nämlich „des fast unglaublichen Falls erwähnen, daß ein Missionar 16,000 Thaler per Jahr erspart habe" (400). Nun sagt Orlich (II. S. 276): „Kiernander, ein alter dänischer Missionar, erzählt 1797 in seinem Journal von den englischen Geistlichen Blanchard, Owen und Johnson, welche damals mit ihren kleinen Ersparnissen sich zur Heimreise anschickten. Sie hatten nach seinen Angaben jährlich 2500 Pfund Sterling (über 16,000 Thaler!) verdient." Nicht ohne Perfidie macht Langhans aus „verdient" — „erspart". Im Calcutta Review (Sept. 1860, S. 177) wird das erklärt, indem damals für eine Hochzeit wohl 20 Mohar, für eine Taufe nicht unter 5 bezahlt wurde (1 Mohar beträg 40 Frk.). Aber was haben jene mit dem Strome schwimmenden Kaplane mit den Missionaren zu thun?

Nun, Wilberforce war nicht entmuthigt, er stand mit andern Erzpietisten, wie Simeon, Stephen, Grant, rc. zusammen und suchte glaubige Kaplane nach Ostindien zu bringen. Martyn, Corrie und andere wurden ausgesandt, so sehr auch die Direktoren der Kompagnie und die Presse darüber bangten und spotteten. Im Jahre 1813 agitirte Wilberforce mit vermehrten Kräften für seine Lieblingssache und drang mit einer schwachen Mehrheit (von zweiundzwanzig Stimmen) durch, trotz der heftigsten Opposition der alten Angloindier. Ein Bischofssitz wurde errichtet und Mission auf britischem Boden ermöglicht. Nun erst (1814) konnten Rhenius und andere

Missionare im Dienste englischer Gesellschaften nach Ostindien gelangen. Wie es diese mit dem Glauben unter den Europäern in Indien bestellt fanden, liest sich jetzt fast wie eine Mähre. Aber das Evangelium wurde gepredigt, in Madras, Kalkutta, Bombay, bald auch auf den Civil- und Militärstationen im Innern, und ein neues Leben erwachte unter den verheidnischten Europäern. Newlights (Neulichter) hieß man die Erweckten und konnte z. B. in der Madras-Präsidentschaft noch in den zwanziger Jahren sie an den Fingern zählen. Doch bald nicht mehr. Im Jahre 1833 wirkte die evangelische Partei noch weitere Zugeständnisse aus; nun durften auch kontinentale und amerikanische Gesellschaften den heiligen Boden betreten, die Kaplane und Bischöfe wurden vermehrt, koloniale und pastorale Hilfsgesellschaften sandten Prediger auf vernachlässigte Außenstationen, Stadtmissionare und Armeemissionare rückten nach, und Indien wurde mit jenem Netz von pietistischen Agenten überzogen, das unsern Kritiker so gründlich anekelt. „Sporadisch und versuchsweise," giebt er (431) zu, sei auch für die Engländer in Indien etwas gethan worden. Das erste ist freilich wahr, denn Engländer finden sich nur sporadisch in Indien; das letztere ist unrichtig, denn die Versuche sind wohl organisirte Unternehmungen geworden.

Im Jahre 1836 landete ich in Madras, wo kaum erst der edle Bischof Corrie eingezogen war. Man sammelte damals Bittschriften gegen den unziemlichen Bund der Regierung mit dem Götzendienst. Ich kannte selbst englische Beamte, die am Festtag eines Götzen auf schöngeschmücktem Elephanten unter toller Musik vor den Tempel ziehen mußten, um dem Gott die Geschenke der Kompagnie zu übergeben und den Segen der Brahmanen dafür entgegenzunehmen. Ein muhammedanischer Tahsildar (Oberamtmann) in Tinnevelly zeigte uns damals die amtlichen Befehle, welche er vom Kollektor erhielt, so und so viele Hunderte von Menschen aufzutreiben, um die Götzenwagen zu ziehen u. s. w. Wie ergrimmte der ehrliche Mann über solche unabweisbare Zumuthungen! Wie ärgerten sich die Artillerie-Offiziere, welche an den Festtagen die Prozession der Götzen salutiren mußten; wie bangten fromme (farbige) Musikanten und Trommler der Armee, welche bei solchen Gelegenheiten aufzuspielen hatten! Der Gouverneur war aber bitterböse über den Bischof und seine Anhänger, und wies die Petition ungnädig ab. Sir Peregrine Maitland wurde kommandirender General der Präsidentschaft, der nächste am Gouverneur; doch gab er lieber

sein einträgliches Amt auf, als daß er die üblichen Befehle zur Götzenverherrlichung unterzeichnet hätte.. Richter Nelson in Calicut und andere Beamte weigerten sich gleichfalls, sich der bisherigen Konnivenz mit dem Götzendienst zu fügen. Durch solche Kämpfe wurde ausgewirkt, daß die liebe alte Gewohnheit endlich abgeschafft wurde.

Es war interessant, zu jener Zeit einen Gerichtshof zu besuchen. Da hatte der europäische Richter den muhammedanischen Kadi und den Gerichtbrahmanen neben sich, und ließ sie auf Koran und Gangeswasser Eide abnehmen. Die Beamten mußten jährlich für Gangeswasser schöne Rechnungen bezahlen; auch die Tänzerinnen (d. h. Courtisanen) der Pagoden standen unter ihrer Aufsicht. Derselbe Gouverneur ließ es einen Richter schwer entgelten, als er auf die unnatürliche Sterblichkeit unter den alten Tänzerinnen hinwies; junge wurden beständig eingeführt; er hatte gewagt eine Untersuchung vorzuschlagen, was denn aus den alten werde. Wie mannigfach waren die Kämpfe der beiden Parteien! Aber der Gang der Dinge ließ sich nicht mehr aufhalten. Die heidnischen Eide wurden abgeschafft, das Band mit dem Götzenwesen trotz längerem Widerstreben gelöst, bis im Jahre 1864 endlich auch die letzten Tempelgüter aus der Aufsicht der Regierungsbeamten in die der heidnischen Tempelkorporationen übergiengen. Aehnlicher Weise wurde im Jahre 1844 die Sklaverei aufgehoben unter vielfachen Kämpfen mit den Advokaten des Stillstandes. Langhans lerne erst, was die Serampurer und ihre Freunde (Richter Udny seit 1805 ꝛc.) vorgearbeitet haben, ehe der edle Lord Bentinck, den er wegen seiner Absetzung des tollen Kurg-Königs ohne Grund verdächtigt (437), die Wittenverbrennungen auf seine eigene Verantwortlichkeit abzuschaffen wagte. Das Parlament wenigstens hat an diesem civilisatorischen Fortschritt keinen Theil (35).

Langhans verwirft die Ansicht, als ob in der indischen Regierung sich der Fluch schließlich in Segen verwandelt habe (441). Allein darüber ist er von seinem französischen Gewährsmann falsch berichtet. Die Behauptung, bis zum Jahre 1856 sei in Indien von keiner Verwaltung die Rede gewesen, sondern nur von systematischer Aussaugung (441), verräth gründliche Unkenntniß. Die Verwaltung der Kompagnie war im letzten Menschenalter eine in vielen Stücken musterhafte zu nennen. In ihren Spitzen hat sie Staatsmänner und organisirende Talente aufzuweisen wie keine andere, und ihre Offiziere waren im Durchschnitt eben so tüchtig als gewissenhaft. Die Beschul-

digung, daß englische Beamte, ohne zu bezahlen, aus den Hütten der Eingebornen wegtragen, was sie bedürfen, ist gewiß unrichtig. (Langhans citirt dafür Miss. Rec. 1856, S. 365, ein unfindbares Citat, denn S. 332 hört der Jahrgang auf. Jedenfalls enthält es etwas anderes, als was Langhans hineingelesen hat.) Für die Dienerschaft der Beamten, für die zahllosen Unterbeamten, lauter Eingeborne, wird Niemand garantiren wollen. Aber das sind die Nachwirkungen Jahrtausende langer Despotie. Wenn ein Land wie Indien vor dem Aufstand jährlich 27—30 Millionen Pfund Sterling einnimmt und ausgibt, so kann das nicht Aussaugung genannt werden. England hatte damals ein doppelt so starkes Budget. Das Verhältniß ist seither ein anderes geworden (40 Millionen in Indien, 70 in England), und doch durch gleichmäßigere Vertheilung der Steuern (besonders Erhebung einer Einkommensteuer) ein wesentlich vortheilhafteres für die niedern Klassen. Uebelstände giebt es freilich noch viele und große, aber wo fehlen sie? Daß die „geringste Ermäßigung der Steuern immer beharrlichst verweigert wurde" (442), ist eine wahrhaft unsinnige Anklage, die sich nicht gegen „steinkalte Politik", sondern gegen die grenzenlose Unwissenheit der Kollektoren hätte richten sollen. Ich kann ihn versichern, daß nicht nur in Nothjahren, sondern bei sehr partieller Mißernte kluge Ermäßigungen eintraten.

Daß die alte Aristokratie durch die Engländer große Beeinträchtigung erlitten hat, ist nicht zu läugnen. Hier ein Beispiel. Der alte Kuver-Sing, früher ein beliebter Gastwirth englischer Offiziere, mit denen er in seinem Gebiet fleißig jagen gieng, wurde innig befreundet mit einem Militärarzt, der ihn behandelt hatte. Der Arzt fragte ihn einmal, was er von der englischen Herrschaft denke, er scheine so aufgeklärt und liebe die Europäer mehr als andere Große. Der Radscha meinte: das sei ein Mißverständniß, er gehe gerne mit einzelnen Engländern um, weil sie nicht lügen und auf der Jagd den Freund nicht verlassen, wie seine Landsleute nur zu leicht thun; ihre Herrschaft aber hasse er. — Warum wohl? — „Nun, da ist mein Koch, der hat Land gekauft, welches an das meine stößt. Der Kerl beklagt sich über die Grenze, die ich zog; natürlich lasse ich ihn tüchtig züchtigen (durch das Gefolge). Er reicht eine Klage ein, und ich werde auf's Amt beschieden. Wie sollte ich hingehen? Meine Familie wäre damit entehrt; habe ich nicht, ehe die Engländer kamen, Macht gehabt, fünf solcher Knechte vor dem Frühstück an die nächsten Bäume aufzuknüpfen,

und hat kein Hahn darnach gekräht? Nun aber wird mir Exekution angedroht; ich muß also mich stellen, so hart es mich ankommt. Da steht dann ein unbärtiger, rothhaariger Junge; er bietet mir keinen Stuhl an, bis ihn sein Munschi darauf aufmerksam macht, und nun soll ich Rede und Antwort stehen, — das Herz brennt mir im Leibe, — und am Ende entscheidet der Junge für den Koch, und ich muß Strafe zahlen und mir mein Land noch beschneiden lassen. Nein, wenn es einmal losgeht (und damit strich er seinen grauen Bart), so hau' ich auch drein." — Er hat sein Wort gehalten wie ein Ehrenmann und ist im Aufruhr umgekommen, von vielen Briten herzlich beklagt.

Wer sollte nicht für die Tausende von edlen Familien fühlen, welche in dem großen Umschwung der Zeit von der frühern Höhe herabgesunken sind und die harte Lektion der Gleichheit lernen müssen? Aber die Millionen der Unterdrückten, welche in demselben Maße zur Freiheit und Menschenwürde emporgehoben werden, verdienen doch dieselbe Sympathie, die wir jenen zollen. Wie haben sich doch die Verhältnisse geändert! Man bedenke nur die ungekannte Wohlthat allgemeinen Friedens in dem nie zuvor geeinten Lande, das Steigen der Güterpreise und des Arbeitswerths, die Kanalisirung der Flußdelta's, die Oeffnung der ausgedehntesten Verkehrsstraßen, dabei Gleichheit vor dem Gesetz, freieste Presse, Zutritt auch der niedern Kasten zu den gebotenen Bildungsmitteln und Aemtern. Im Mahrattaland pflügen nun Bauern mit silbernen Pflugschaaren; die Kaufleute in Bombay wissen kaum, was sie mit ihren Millionen anfangen sollen. (Wie S. 404 Benfey das höchste dortige Vermögen auf 200 Pfund Sterling Rente berechnen kann, ist rein unerklärlich; er wird eine Durchschnittssumme gemeint haben.) Und die niedern Klassen wissen einigermaßen, was sie der Kompagnie zu danken haben; freilich mehr die Alten, welche noch andere Zeiten erlebt haben als das junge Geschlecht, das nachgerade anmaßend wird. (Langhans erzählt selbst, wie unverschämt die eingebornen Zeitungen die Regierung durchzuhecheln wagen, 234.) In mehr als einem Staat, z. B. Travancor, fragen die Bauern: wann kommen auch die Engländer und erleichtern unser Joch? Auf Tippu's Zeiten sieht jedenfalls kein Malabare wie auf ein „verlorenes Paradies" zurück; nicht einmal auf die frühere Herrschaft seiner zahlreichen Radscha's. Ob afghanische und mongolische Despoten ein besseres Andenken zurückgelassen haben (441), bezweifle ich; erklären könnte ich es mir im Nothfall aus der wunderbaren Geschichtlosigkeit der Hindu's,

wonach sie, dem Vertreter der Immanenz nicht unähnlich, allerhand Zeiten und Erinnerungen gern in einander rühren. Welches Andenken aber englische Häuptlinge hinterlassen haben, erhellt schon aus der bekannten Thatsache, daß die Statuen von Gouverneuren und Heerführern noch jetzt fleißig mit Blumenopfern geehrt werden, während der kühne Nicholson es sogar erlebte, daß sich eine Secte zu seiner Anbetung bildete. Oder woher käme der ungeheure Einfluß eines Sir J. Lawrence, um den sich am 18. October 1864 freiwillig 600 Fürsten des Nordwestens schaarten, um den Mann, der ihnen Frieden und Wohlstand gebracht, durch ihre begeisterten Huldigungen zu ehren? Das ist derselbe Mann, der wie kein anderer die „Religionsfeigheit" der früheren Regierung getadelt hat, soweit er davon entfernt ist, mit Staatsgewalt bekehren, d. h. Heuchler machen zu wollen.

Wie aber erklärt sich dann der Sipahi-Aufruhr, welchen Langhans von dem Fanatismus der Missionare herbeigeführt werden läßt (232). Er bedenkt nicht, daß diese mit der stolzen bengalischen Armee in keine Berührung kamen, die Madras-Armee aber, welche den Missionaren nicht so hermetisch verschlossen blieb und Christen in ihren Reihen zählt, durchaus treu geblieben ist. Kuver-Sing hat (siehe oben) diesen Aufstand so ziemlich erklärt. Kaye, sein Geschichtschreiber, weist dann im Einzelnen nach, wie einerseits die bengalische Armee verhätschelt ward, während andrerseits das Annexionssystem Lord Dalhousie's, der den eingebornen Fürsten das Adoptionsrecht nahm, dieselben empörte, und namentlich den Nana Saheb zu Verschwörungen trieb. Wer aber meinte, dann sollten doch die niedern Klassen für die Kompagnie aufgetreten sein, verkennt die Apathie des indischen Volks, das, fröhlich oder seufzend, jedenfalls ungefragt jedem Herrscher sich beugt, den ihm das Schicksal zu setzen scheint. Zudem versteht sich von selbst, daß auch ihm die Eingriffe in alte Gewohnheiten, die Nichtbeachtung der Kaste, die vielen Reformen in Gesetzgebung und Erziehung nur mundeten, soweit ihr Vortheil handgreiflich war. Ein Paria freut sich, wenn er auf der Schulbank neben Sudra's sitzen darf; es ist ihm aber unbegreiflich, wenn einem Schuhmacherjungen gestattet wird, sich neben ihn zu setzen. „Aber der Hauptfehler scheint die systematische Niederhaltung des eingebornen Adels gewesen zu sein; denn kein Republikaner hätte demokratischer verfahren können als das konservative England in Indien." (Allg. Ztg. 1864, Beil. 318.)

Daß das Alles für die Hindu's eine Religionsfrage ist, wird

nicht geläugnet. Wie sollte der Orientale ein Regierungssystem des Westens von der Religion seiner Verwalter zu unterscheiden vermögen? Essen, Kleidung, Sitte und Brauch, Gesetz und Politik — Alles ist ihm Religion. Ein Europäer mag Atheist oder brahmanisirt sein, sein ganzes abendländisches Wesen, sein Essen mit beiden Händen, sein Gehen neben der Frau — statt vor ihr, sein Tanzen mit ihr, die Art seiner Körperreinigung, seine Ansicht von Recht und Pflicht, sein Leben mit Weib und Kind bleibt doch für den Heiden oder Muhammedaner ein gewisses Etwas, das er Christenthum nennt. Und in diesem Sinne war die Revolution von 1857 allerdings ein Religionskrieg, der letzte Versuch der veralteten Machtelemente, sich des fremden Herrschers zu entledigen. Er ist mißlungen — und wir sagen Gott Dank dafür im Interesse Indiens. Mißlungen aber ist er nicht blos durch die Tapferkeit der Engländer, sondern, — was nie vergessen werden sollte, durch die treue Anhänglichkeit des kaum erst gewonnenen Pandschabs. Es gehört die bekannte Sophistik unseres Agitators dazu, wenn er die Freude der Christen über diesen Sieg benützt, um die Missionare zu beschuldigen, die Gewalt, das Schwert, sei ihr letztes Auskunftsmittel! (236 f.)

3. Die englisch-kirchliche Mission.

Wirklich unedel geht der Kritiker mit der englisch-kirchlichen Mission um. Er behauptet (432): „Viele jener hochheiligen Gesellschaften sind in Wahrheit ganz gemeine Handelsgesellschaften mit religiösem Aushängeschild und einigem gutmüthigem religiösen Gefolge." Also viele jener Gesellschaften! Welche ist wohl die erste? Nun die erste und einzige, denn außer ihr wird keine angeführt, ist die englisch-kirchliche. Und die Beweise sind folgende: Jene Gesellschaft hatte im Jahr 1841 sich an der Expedition zur Eröffnung der Nigerstraße in's Innere Afrika's betheiligt; durch die ungesunde Jahreszeit aber erlitten die Schiffe solche Verluste, daß man von ähnlichen Unternehmungen lange abstand. Im Juli 1854 aber fuhr der, seither (1864) zum ersten Negerbischof geweihte, Prediger Crowther, welcher als Katechist auch die frühere Reise mitgemacht hatte, mit einem Dampfschiff der Regierung den Fluß hinauf und konnte im November berichten, wie trotz des längern Aufenthalts im Strome kein Europäer gestorben und der Wunsch nach Missionsniederlassungen dort ein ziemlich allgemeiner

sei. Die kirchliche Gesellschaft fand sich durch die günstigen Aussichten bewogen, auf diesem Wege in's Innere Afrika's vorzudringen, um daselbst für Christenthum und Bildung zu wirken. Philanthropische Kaufleute waren auch bereit, etwas zu wagen. Aller rechtmäßige Handel aber war in dem zu öffnenden Gebiete durch den Sklavenhandel unmöglich gemacht. Also wandten sich die „Freunde Afrika's", Sir Acland, Burton, Laird ꝛc., denen sich die Vertreter der kirchlichen und der wesleyanischen Missionsgesellschaften anschlossen, an Lord Palmerston; nicht um zu einer kostspieligen Unternehmung, wie die im Jahre 1841 war, aufzufordern, sondern nur mit der Bitte, jährlich ein kleines Dampfboot den Strom hinaufzuschicken, das den Auswanderern von Sierra Leone, die dort sich niederlassen wollten, einen Halt böte, und zugleich dem Sklavenhandel so wirksam entgegenzutreten, wie das vor dem russischen Kriege der Fall gewesen war. Die Regierung, wir fügen das bei, gieng auf diese Vorstellung ein; Herr Laird besorgte die Ausrüstung des Dampfers; schwarze Missionare erhielten auf demselben freie Passage, und die Folge dieses Zusammenwirkens verschiedener Kräfte ist die Errichtung der Missionsstationen Akassa, Onitscha, Gbegbe, welche alle von Negermissionaren bedient werden.

So stellt sich die Sache nach dem von Langhans citirten Ch. Miss. Record 1856, S. 181—184. Und er wagt zu behaupten, das Memorial thue der Mission „auch nicht mit einer Silbe" Erwähnung, während es sich auf's weitläufigste „über die Handelsverhältnisse Afrika's verbreite" und entsprechende Maßregeln zur „Hebung des Handels" verlange. Daß das unglückliche Westafrika gemeint ist, daß dem Sklavenhandel zu Leibe gegangen werden sollte, daß die Gesellschaft ausdrücklich hinweist „auf die ungeheure geistliche Verwahrlosung, der aufgeholfen werden sollte, und auf den Zutritt zu vielnamigen Völkern, welche bisher von christlichem Unterricht ausgeschlossen waren" (S. 181), daß das Memorial diese verschiedenen Punkte aufzählte (S. 183), das alles sieht Langhans nicht oder will es nicht sehen. Die Mission muß einmal nur „die dienende Magd englischer Spekulation" sein, und „so manche Blätter namentlich der englisch-kirchlichen Gesellschaft" müssen „stellenweise viel eher Handels- als Missionszeitungen gleichen" (430). Langhans weise einmal solche Stellen auf, und in mehr als einem Blatt!

Von Handel ist allerdings hier viel die Rede, und zwar wie sich's

gebührt, wo Kaufleute mitreden und wo eine Regierung zu Ausgaben veranlaßt werden soll. Aber auch nur hier. Langhans fährt fort: „Nach dem eigenen Geständniß des offiziellen Blattes der englisch-kirchlichen Gesellschaft wird die Nigermission ausdrücklich zu dem Zweck unternommen, den Handelsbeziehungen mit jenen Völkern eine solidere Basis zu geben," und verweist auf Intell. 1857, S. 198. Darnach meint der Leser, diese Handelsbeziehungen gehen die kirchliche Gesellschaft an, während wir an jener Stelle finden, daß die „Freunde Afrika's", voraus Herr Laird, die kirchliche Gesellschaft zu Hilfe riefen, in der Ueberzeugung, daß ohne Hebung des Volkscharakters sich kein glückversprechender Verkehr mit den Negern eröffnen lasse, und daher ihren Missionaren freie Passage auf dem Nigerdampfboot anboten. Crowther wurde beauftragt, die ersten Arbeiter zu begleiten und Niederlassungen zu gründen, und schon liegen acht Jahre dortiger Missionsarbeit hinter uns. Man sollte meinen, Langhans werde sich überzeugt haben, wie es seither mit den Handelsbeziehungen gegangen sein mag. Die kirchliche Gesellschaft veröffentlicht ja ihre Berichte; freut er sich etwa über die schönen Anfänge der schwarzen Prediger, über ihre Ausdauer und die ansehnlichen Früchte ihrer Geduldsarbeit? Oder sieht er nach den Handelsbeziehungen? — welcher Missionar hätte sich etwa mit denselben befaßt? Oder nach dem Resultat der Rechnungen? Jedes Jahr stellt sich in der Rechnung die Nigermission ein, das letztemal mit einer Ausgabe von 1358 Pfund Sterling. Der Kritiker hat dieselben eingesehen, freilich nur um sich über die „ekelhafte Gründlichkeit" der Kontribuenten-Verzeichnisse und die beigegebenen Testamentsformulare zu ereifern (377), als ob eine Gesellschaft sich in solchen Aeußerlichkeiten über den allgemeinen Brauch hinwegsetzen könnte. Nun, die Krämer Englands sehen diese Rechnungen sorgfältig prüfend durch; sie geben gerne und reichlich, wollen aber alljährlich wissen, was mit dem Gelde geschah. Glaubt Langhans wohl selbst, daß die kirchliche Gesellschaft auch schon einige Einkünfte von jenen Gegenden gezogen habe? Er spüre sie aus! Doch was kümmert ihn der weitere Verlauf jener Mission? Sie hat durch die entstellte Erzählung von ihrer Gründung die nöthigen Dienste gethan: es ist einmal bewiesen, daß die englisch-kirchliche Gesellschaft eine ganz gemeine Handelsgesellschaft ist; und weiter bewiesen, daß viele andere Gesellschaften nicht mehr und nicht weniger sind. Die Leistungskraft dieser zwei Citate ist eine wahrhaft riesenmäßige.

Wir hören aber noch mehr von dieser englisch-kirchlichen Gesellschaft. An ihren Jahresfesten soll das Schaugepränge so übertrieben sein, daß dieselben selbst von Freunden „eher religiöse Spektakelstücke als heilige Aussaaten heiliger Samenkörner" genannt wurden. Dafür verweist Langhans (267) auf unser Missionsmagazin 1859, S. 327. Sehen wir, ob er das Deutsche besser lesen kann als das Englische. Dr. Ostertag sagt dort: „Allerdings waren diese englischen Festversammlungen früher mit ihren glänzenden Reden nicht selten eher religiöse Spektakelstücke; aber wenn wir überhaupt in dieser Beziehung neuerdings einen wesentlichen Fortschritt zu ernsterer Weihe unzweifelhaft wahrnehmen, so müssen wir hinzufügen, daß die Versammlungen der kirchlichen Missionsgesellschaft darin zu jeder Zeit in rühmlichster Weise vorangiengen." Und dann fährt er fort zu erzählen, wie in jener Maiversammlung 1859 der Bischof von Carlisle mit ergreifendem Ernste zu tiefer Selbstdemüthigung und Buße für die nationalen Sünden und Versäumnisse des britischen Volkes aufforderte. — Wie blind macht doch der Zorn unsern Kritiker! Nicht nur tadelt er ohne Grund die kirchliche Gesellschaft, er läßt auch ihren Freund sie bemäkeln gerade da, wo er sie ausdrücklich vom Tadel ausnimmt.

Aber sieht nicht die englisch-kirchliche Gesellschaft „mit souveräner Verachtung auf Alles hernieder, was nicht sie ist?" (381) Beweist nicht die Thatsache, daß alle in ihren Dienst tretenden Geistlichen andrer Konfessionen auf's neue ordinirt werden müssen, ihren „dogmenwüthigen Fanatismus?" (116.) Der Schotte Aikman, der diese bedauerliche Thatsache anführt, erklärt sie auch durch die Rücksichtnahme, welche der Gesellschaft durch die Ernennung so vieler Bischöfe für Kolonialgebiete auferlegt wurde, nachdem sie ein Menschenalter hindurch mit dem Dienst von lutherisch ordinirten Deutschen sich völlig zufrieden gezeigt hatte. Und alten Missionaren, wie dem Berner Schaffter (in Indien von 1827—61) wurde diese Reordination nicht zugemuthet. Die bedauerliche Ausscheidung des trefflichen Rhenius ward herbeigeführt durch Fehler auf beiden Seiten, jedenfalls nicht durch „dogmatische Streitigkeiten" (116). Man bedenke zur Entschuldigung der Gesellschaft, daß sie sich nur auf die evangelische Partei in der evangelischen Kirche stützt, zu welcher höchstens ein Fünftel der Geistlichkeit gehören mag, und daß sie auf die hochkirchlichen und puseyitischen Gegner, welche ihr keine Blöße nachsehen, Rücksicht nehmen muß. Die Gesellschaft aber ist immer dieselbe geblieben, fern von

allem Fanatismus; ihre Kommittee zusammengesetzt aus den freisinnigsten Männern der Kirche, wie denn der Vorsitzer der Liverpool-Konferenz, General Alexander, und andere allianzlich gesinnte Männer je und je darin saßen; und ihre Arbeiter brüderlich verbunden mit denen anderer Kirchen, ohne irgend welche Spur von „souveräner Verachtung". Schon das Titelblatt des Miss. Register, welches „die hauptsächlichsten Erlebnisse der verschiedenen Missionsgesellschaften und weitläufiger die Operationen der kirchlichen Gesellschaft" erzählte, konnte dem Kritiker, der so viele Jahrgänge desselben in Händen hatte, über die freiere Art der kirchlichen Gesellschaft die Augen öffnen. Hat er wirklich nichts gesehen? Hie und da scheint er die Ausbreitungsgesellschaft, in der freilich ein hochkirchlicherer Geist lebt, mit der kirchlichen Gesellschaft verwechselt zu haben.*) Uebergriffe auf fremde Missionsgebiete sind mir wenigstens nur von jener, nirgends von der kirchlichen Gesellschaft bekannt. Wie sehr erinnert doch die Verdammung dieser Gesellschaft durch unsern Kritiker an das Urtheil des des Blinden über die Farbe!

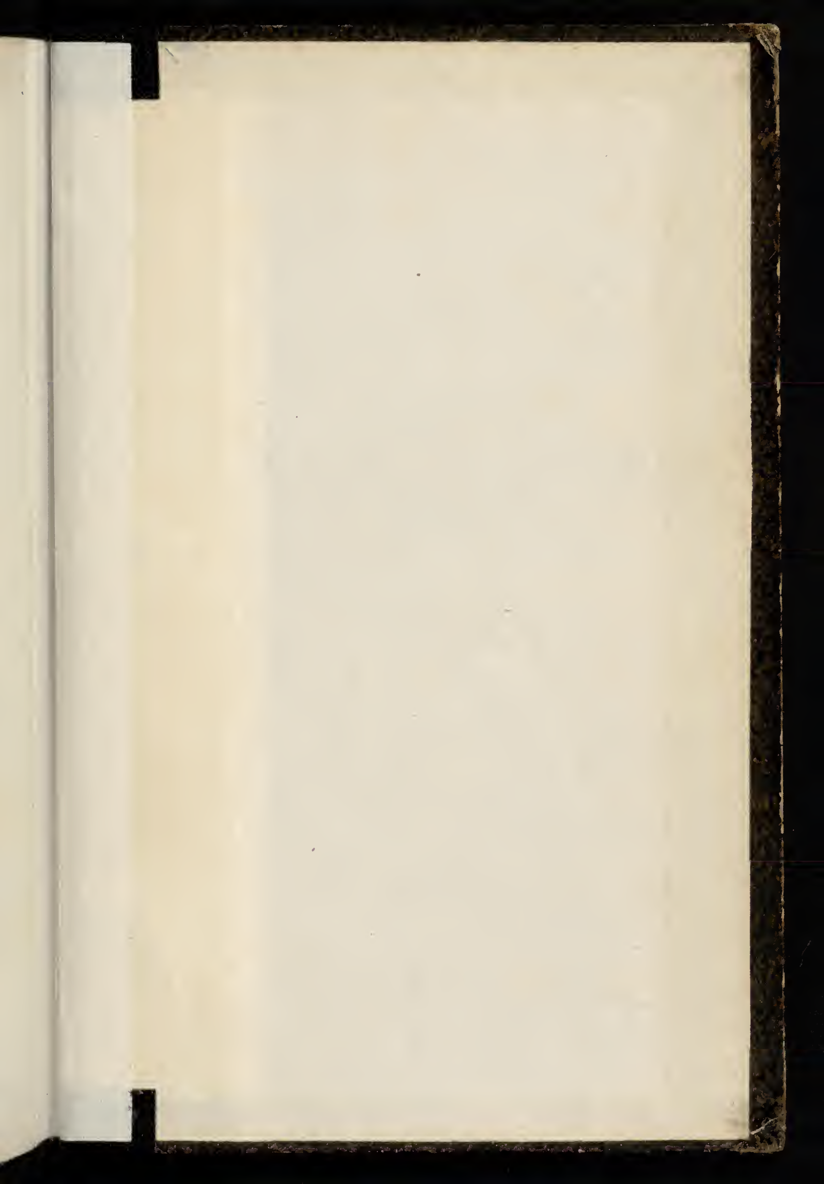
(Fortsetzung folgt.)

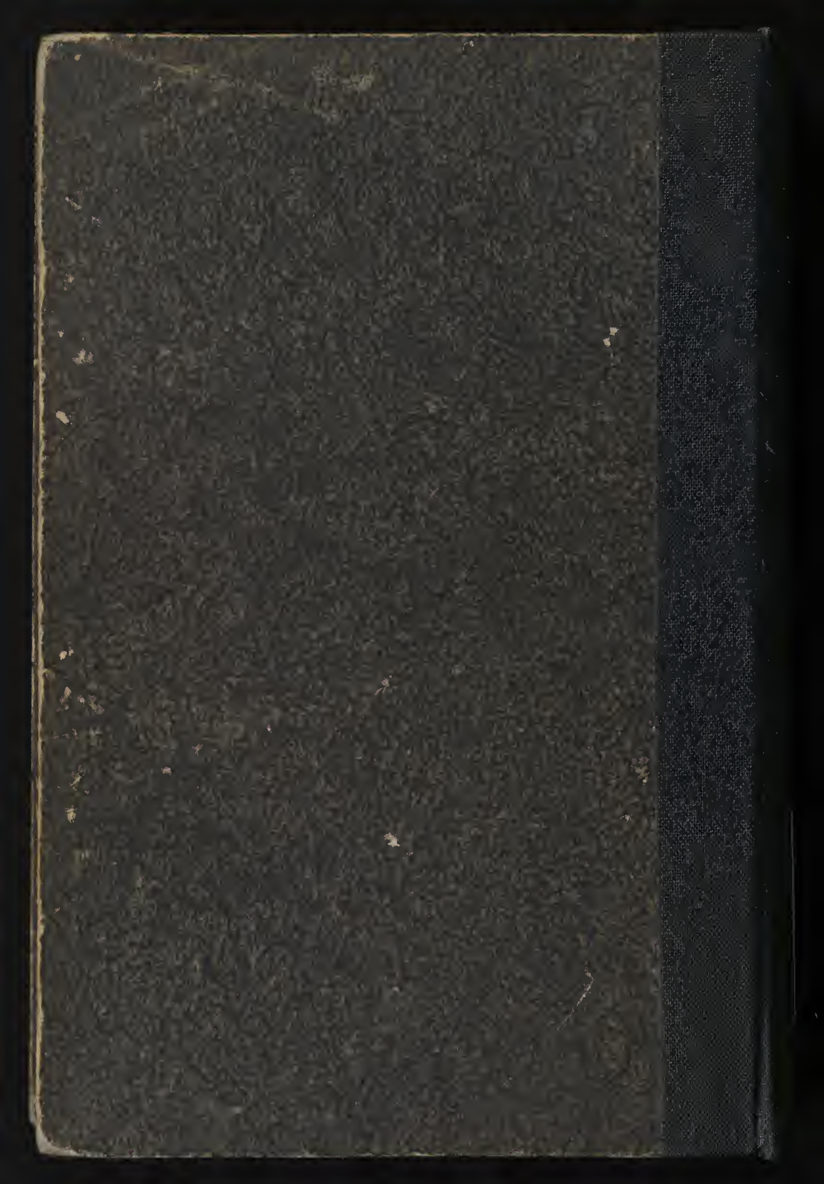
Bücherschau.

Das Pfarrhaus im Harz. Erzählung von A. V. Berlin bei G. Neumann. 1865.

Eine Erzählung aus norddeutschem Stillleben, in welches die Mission hereinragt durch ein indisches Missionskind, das die Mutter der bewährten Freundin im Pfarrhaus zur Erziehung anvertraut. Was in demselben alles vorgeht, bis die heranwachsenden Töchter zurechtgebracht sind und jede mit einem passenden Beruf ausgestattet ist, wird in anmuthiger, besonders für Jungfrauen lehrreicher Weise geschildert. Briefe von Indien, welche zwischen die Erlebnisse im Pfarrhause hineinfallen, halten nebenbei das Interesse für die Mission rege. Das Missionskind wird zur Waise, in Folge eines Vorfalls, für dessen Beschreibung die Ermordung des amerikanischen Miss. Janvier auf der Mela von Anandpur (im letzten Frühjahr) die Züge geliehen hat. Später gelobt sie sich dem HErrn zum Dienst unter den Heiden; es zeigt sich aber, daß Er sie dort nicht brauchen will, während doch durch sie für andere Kräfte der Anstoß zum Eintritt in den Missionsdienst gegeben wird. Je mehr die Romantik in der Mission schon geschadet hat, desto dankbarer ist

*) So S. 50. „In ähnlicher Weise — wird — namentlich von der englisch-kirchlichen Gesellschaft bekehrt", eine durchaus unbewiesene Behauptung.





liche oder freiere Vereinsthätigkeit, Schonung der indischen Kaste oder ihre Ausschließung, eine exclusive oder eine brüderliche Stellung zu andern Gesellschaften. Wir glauben, daß die Mission fortlebt, ob sie auf solche Angriffe schweigt oder antwortet.

Dazu kommt, daß es einen besondern Entschluß erfordert, sich mit dem vorliegenden Buche eingehend zu beschäftigen. Das Monatsblatt der Norddeutschen Gesellschaft (Okt. 1864) und Pfarrer Löfflad in den Berichten der rheinischen Mission (Okt. 1864) beurtheilen dasselbe in einer Kürze, welche nachzuahmen uns kaum zweckdienlich erscheint. Entweder über das Ganze schweigen, oder auf das Einzelne eingehen, — eine andere Wahl gab es für uns nicht. Wollte man es aber gründlich widerlegen, so müßte man, wie aus der unten beschriebenen Eigenthümlichkeit dieser Schrift sich ergibt, mindestens ein eben so großes Werk schreiben.

Dazu nun hat Schreiber dieses keine Zeit. Er versucht daher, einen Mittelweg einzuschlagen, indem er keine der Hauptsachen unbesprochen zu lassen gedenkt, der Ermüdung aber, welche eine Schutzrede leicht herbeiführt, durch gelegentliche Einreihung von missionsgeschichtlichen Thatsachen zu begegnen bemüht ist.

Unser Kritiker ist kein Scharmützler. Er führt einen Kampf auf Leben und Tod mit dem, was er Pietismus nennt, und in der Mission erkennt er dessen verwundbare Achillesferse (S. 14). Wie reizend, wenn man gerade in dem, worin der hinsterbende Pietismus sein letztes Lebenszeichen findet, ihm seinen Tod beweisen kann! Denn todt ist er, mausetodt; seine vollkommene Unfähigkeit, ein Salz der Erde zu sein, ist erwiesen (359); Christus ist nicht in ihm. Die nothwendige Consequenz des Pietismus ist der Tod, und zwar der Tod in atomistischer Selbstauflösung (323). Das ergiebt sich ganz schlagend aus der konstruirenden Methode des Kritikers, wonach er zuerst beweist, wie nach der Dialektik der Immanenz die Sachen stehen müssen, und nachträglich seinen Fund mit dem „eigenen hundertfachen Geständniß“ (324) des armen Verurtheilten besiegelt.

Und wirklich, das Buch ist geistreich gedacht und geschrieben. Es reißt den Leser auch der gegnerischen Seite mit sich fort, bis er sich am Ende fast schämt, noch ein Pietist zu sein, oder wenigstens sich gesteht: ja, es giebt schöne Kräfte, herrliche Gaben im feindlichen Lager, und wir könnten einen solchen Mann wohl brauchen, so scharf, so durchgreifend, nimmer verlegen um den rechten Ausdruck, voll Haß